No. 10 / März 1994

Aviso

Informationsdienst der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft

THEMA

Didaktik oder Lehre?

Die Diskussion wird fortgesetzt

Um Prinzipien, Praktiken und Paradoxien akademischer Lehre ging es im Eröffnungsbeitrag der letzten Ausgabe des AVISO. Die Thesen von Joachim Westerbarkey haben ein großes Echo gefunden. Die folgenden Erwiderungen, Beobachtungen und Erfahrungen behandeln das Thema aus ganz unterschiedlicher Perspektive. Der Austausch über Lehrverfahren und Lernformen soll fortgeführt werden.

Die „vielbeschworene" Einheit von Forschung und Lehre sei „längst eine praxisferne Phrase, ein Mythos und sogar eine Paradoxie" – Joachim Westerbarkey weiß, wovon er spricht. Und wir nicken und seufzen beifällig, denn wir wissen es auch. Wissen wir es? „Praxisfern" ist natürlich heutzutage schon ein vernichtendes Epitheton, dazu noch „Phrase" (= leer!), „Mythen" brauchen wir ohnehin nicht – und „Paradoxien"? Paradoxien verwirren nur.

Folgen wir dem Autor, so gilt es „Maßnahmen" zu finden, solche, „die das Studium intensivieren und effektiver machen", die für eine „Kontrolle individueller Lernprozesse" sorgen und dafür, „Studierende zu anspruchsvoller wissenschaftlicher Arbeit zu erziehen". Wenn ich richtig gelesen habe, so ist von Wissenschaft nur hier die Rede sowie im Einleitungssatz („Mysterien der Wissenschaft") und einmal noch im Hinblick auf die Lehrenden und ihren „wissenschaftlichen Relevanzanspruch". Um Wissenschaft aber geht es, behaupte ich jetzt einfach einmal. Und es geht um die an diesem Prozeß Beteiligten, um die institutionellen Voraussetzungen und Rahmenbedingungen, also um die Universitäten: die Stätten der „universitas" als Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden. Ist es ein Zufall, daß Westerbarkey nur von „Hochschulen" spricht?

Im fragmentarisch gebliebenen, nach seinem 1810 erzwungenen Rücktritt als Minister entworfenen Programm „Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin" schreibt Wilhelm von Humboldt: „Es ist ferner eine Eigentümlichkeit der höheren wissenschaftlichen Anstalten, daß sie die Wissenschaft immer als ein noch nicht ganz aufgelöstes Problem behandeln und daher immer im Forschen bleiben, da die Schule es nur mit fertigen und abgemachten Kenntnissen zu tun hat und lernt. Das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler wird daher durchaus ein anderes als vorher. Der erstere ist nicht für die letzteren, beide sind für die Wissenschaft da..." Den Begriff „Universität" hatte Humboldt bereits früher aus Opportunitätsgründen durch „wissenschaftliche Anstalten" ersetzt, aber, wie deutlich wurde, blieb dies äußerlich.

INHALT

Thema.....1
Tagungen.....5
Neue Bücher.....6
Arbeitsgruppen.....8
Essay.....9
Namen & Nachrichten...12
Selbstportrait.....13
Institute.....14
Ausland.....15

EDITORIAL

Mit Prognosen ist es so eine Sache – besonders, wenn sie in die Zukunft gerichtet sind. An diese englische Weisheit hat jüngst der Intendant des Bayerischen Rundfunks am Beginn eines Vortrags über „Die Medienwelt von morgen" erinnert.

So riskant die Zukunfts-Prognosen sind, so aufschlußreich ist es, die Prophetien der Vergangenheit unter die Lupe zu nehmen. Seit den siebziger Jahren sind ganze Berge von Büchern und Zeitschriftenartikeln mit Vorhersagen zur Medienentwicklung erschienen.

Angesichts des Ausbaus des technischen Kommunikationssystems – wie das Großprojekt bürokratisch unterkühlt genannt wurde – bildeten sich schnell jene Fronten, die jedem Prognosehistoriker bestens bekannt sind: auf der einen Seite die Apologeten, die die Zukunftschancen beschworen, die technischen Möglichkeiten, die ökonomischen Vorteile, den Nutzen für jeden einzelnen. So mancher von ihnen wurde nicht müde, geradezu euphorisch die revolutionären Möglichkeiten der expandierenden Telekommunikation zu preisen. Auf der anderen Seite die Apokalyptiker, die vor allem die gesellschaftlichen Folgen ins Visier nahmen und eindringlich warnten vor Kulturverfall, Desintegration, rückläufigen Sozialbeziehungen.

Zehn Jahre nach Einführung des dualen Rundfunksystems in Deutschland ist es an der Zeit, Bilanz zu ziehen. Unsere Jahrestagung, die vom 26. bis 28. Mai in München stattfindet, gilt diesem Thema. Alle Interessenten, ob Apologeten oder Apokalyptiker von gestern, nüchterne Diagnostiker von heute oder wackere Prognostiker von morgen, sind herzlich eingeladen.

Walter Hömberg

AVISIERT

„Die" Wissenschaft ist längst eine andere, die Wissenschaften ließen sich bereits zu Humboldts Zeiten nur bedingt in sein eng geisteswissenschaftlich orientiertes Universitätsmodell einfügen. Der Konflikt zwischen Schule und Universität bestand jedoch von Anbeginn, er begleitete schon die Auseinandersetzungen, die 1810 zur Gründung der Berliner Universität – dem Vorbild unserer heutigen Universitäten – führten, und offenbar blieb er ungelöst. Auch damals verlangte eine wachsende Komplexität der gesellschaftlichen Entwicklung nach Ausdifferenzierung und neuer Übersichtlichkeit, nach effizienteren Bildungs- und Ausbildungskapazitäten, nach strukturellen und inhaltlichen Veränderungen im Wissenserwerb und bei der Wissensvermittlung. Das Modell Schule (= Erziehung) konkurrierte mit dem Modell Universität (= Wissenschaft), Johann Gottlieb Fichte (u.a.) mit Wilhelm von Humboldt (u.a.).

Wissensvermittlung und Wissenserwerb aus der Einheit von Forschung und Lehre, aus dem Zusammenwirken aller Beteiligten an der Universität, waren so gesehen schon immer ein Mythos, mehr Idee als Wirklichkeit, denn die ganz anders funktionierende Schule liefert seitdem ständig den Notenspiegel im Fach Effizienz. Allerdings verfügen Mythen über Eigenschaften der Lebendigkeit und – der Wahrheit. Das wird leicht vergessen. Auf erstaunliche Weise widerstehen sie, womöglich doch nicht ganz praxisfern, den so eigengesetzlich erscheinenden historischen Zeitläuften als Paradoxie, nicht als Phrase.

Womit wir heute also immer noch konfrontiert sind, ist die Auseinandersetzung zwischen schulischer Didaktik (verstanden als primär effizienzorientierte, theoretische Unterrichtslehre) und universitärer Lehre, diesem an wissenschaftliche Forschung gebundenen und in Wechselbeziehung zu ihr sich ständig verändernden, lebendigen Mythos. Das enthebt uns nicht sinnvoller Reflexionen über die Modalitäten universitärer Wissensvermittlung, und Joachim Westerbarkey bietet hier für unser Fach sehr diskussionswerte Vorschläge an. Nur sollten die historischen Zusammenhänge mitreflektiert werden, wenn diese Diskussion in Bewegung kommt, und es wären die strukturellen von den aktuellen Konflikten abzugrenzen.

„Vom Auszug der Wissenschaft aus den Universitäten" lautet der Titel eines Beitrags auf der Hochschulseite der „Süddeutschen Zeitung" vom 20. Dezember 1993, worin der Autor, Harro Stammerjohann, vor dem Hintergrund einer solchen Abgrenzung von didaktischen Innovationen zur Lösung der bekannten Überlastungsprobleme nur bedingt etwas hält. Es „ist nicht der Professor der beste Lehrer, der den letzten Hinterbänkler durchs Examen zieht", sagt Stammerjohann, „sondern derjenige, der seine Studenten mit seiner Begeisterung für sein Fach ansteckt". Womit wir wieder bei der Wissenschaft und bei Wilhelm von Humboldt angelangt wären, der davon spricht, daß „das geistige Wirken in der Menschheit nur als Zusammenwirken gedeiht, und zwar nicht bloß damit einer ersetze, was dem anderen mangelt, sondern, damit die gelingende Tätigkeit des einen den anderen begeistere".

Begeisterung schafft Motivation, und Motivation erleichtert Wissenserwerb wie Wissensvermittlung – das ist eine so einfache wie unveränderte Wahrheit. Wir sollten gerade sie bei allen didaktischen Diskussionen nicht vergessen. Begeistern wir die jungen Menschen, die unsere Lehrveranstaltungen besuchen, für das Fach Kommunikationswissenschaft? *Verena Blaum*

Lehren und Lernen in Volontär-Kursen

Seit zehn Jahren leitet der Verfasser einen Nebenfach-Studiengang Fachjournalistik an der Universität Gießen. Im Jahr 1988 bat ihn der Verband Hessischer Zeitungsverleger, jährlich nebenher einen Volontär-Kurs anzubieten. Das geschieht seitdem regelmäßig. Es handelt sich dabei um den für die Volontärsausbildung vorgeschriebenen überbetrieblichen Kurs. Er besteht aus vier einzelnen Wochen und enthält alle – auch andernorts – üblichen Essentials.

Die journalistische Lehre wird zu 90 Prozent von Praxisexperten getragen; sie kommen aus ganz Deutschland und stammen natürlich vor allem aus den Printmedien. Insgesamt traten bislang 86 Personen als Gastreferenten oder Übungsleiter auf. Der Verfasser entwirft den Lehrplan, wählt die Referenten aus, übernimmt Teile der Lehre und moderiert den Kurs durchgehend. Als Moderator führt er die Gastreferenten ein, stellt die Verbindung zwischen ihren Lehrstücken her, greift mit systematischen Fragen ein und beteiligt sich an der Diskussion. Außerdem hat er viel Gelegenheit zu „teilnehmender Beobachtung", wie sich journalistisches Lehren und Lernen in diesem Zusammenhang vollzieht.

Das curriculare Konzept ist es, auf einem „mittleren Weg der Erkenntnis" professionelle Erfahrung und wissenschaftliches Wissen zu einer vernünftigen Grundlage für journalistisches Handeln zusammenzufügen. Dafür ist ein intensiver Dialog zwischen Experten der Praxis und der Wissenschaft nötig. Manche Praxisexperten sind daran interessiert, viele nicht. Eine hinreichende Qualität der Lehre ist aber nur durch einen funktionierenden Dialog zwischen Praxis und Wissenschaft zu sichern.

Soweit der Kontext. Ich möchte im folgenden meine Beobachtungen in fünf Punkten zusammenfassen und jeweils mit Beispielen illustrieren.

I.

Vielen lehrenden Journalistinnen und Journalisten ist offenbar der Unterschied zwischen ihrer journalistischen Tätigkeit und ihrer Funktion als Lehrerin oder Lehrer nicht klar. Ein ausgeprägter Lehranspruch ist selten. Ihre Aussagen sind häufig improvisiert, in ihrer pädagogischen Wirkung nicht kalkuliert und zum Teil widersprüchlich. Sie zielen mehr auf Unterhaltung und Information als auf argumentative Belehrung. Beliebt sind unterhaltsame Aussage-Gags am Beginn, die grundsätzlich anderes behaupten, als im Laufe der Sitzung dann noch hinzugefügt wird. Den Praxisexperten fällt es meist schwer, ein sach-, zielgruppen- und zeitgerechtes Unterrichtskonzept zu entwerfen oder eine Lehrstrategie durchzuhalten.

Beispiele: Ein Kulturredakteur behauptet eingangs mit Verve, für Theaterkritik „gibt es keinen Maßstab, alles ist subjektiv". Während der Sitzung heißt es dann allerdings: „Es gibt aber ein paar Kriterien." Schließlich wird noch beiläufig hinzugefügt: „Objektive Kriterien gibt es auch noch." Woran soll sich ein Jungjournalist halten?

Vor allem Journalisten aus dem Feuilleton tun sich schwer in der journalistischen Lehre. Einer meinte: „Warum soll ich das, was ich dauernd tue, auch noch

formulieren – in Regeln kann man das ohnehin nicht fassen." In der Lehre muß man das aber versuchen, denn in den Regeln, dem Allgemeinen, steckt die Professionalität, die weitergegeben werden kann und soll.

Die Unterrichtsvorbereitung besteht häufig in wenigen Notizen und vielen Materialien. Die können in der Sitzung meist gar nicht bearbeitet werden; zudem sind ihr exemplarischer Wert und die Aspekte der Betrachtung selten genau überlegt.

II.

Das von den Praktikern angebotene Berufswissen ist häufig wenig systematisiert. Typologien werden zum Teil als „ganz subjektiv" und spontan korrigierbar dargestellt. Begriffe erscheinen als beliebig austauschbar, manche werden von den einen energisch abgelehnt, von den anderen ebenso energisch bevorzugt; einige bleiben unklar. Auf die reizvolle Formulierung kommt es lehrenden Journalisten meist mehr an als auf sachliche oder begriffliche Klarheit.

Beispiele: Ein Redaktionsleiter unterscheidet sechs Formen des Interviews für die Zeitung. Er fügt hinzu: „Die Begriffe sind alle von mir, Sie können auch ganz andere nehmen." Als ein Volontär einen Interview-Typ als nicht prägnant und unterscheidbar von anderen bezeichnet, antwortet der Referent: „Dann lassen wir ihn einfach weg." Wie bedacht und gesichert muß lernwilligen Jungjournalisten ein solches Berufswissen erscheinen?

Der Redakteur einer großen Zeitung behauptet, „Kommunikation" interessiere Journalisten nicht. Sein Chef benutzt den Terminus wenig später als Grundbegriff seiner Überlegungen zur Qualitätssicherung im Journalismus. Beide beanspruchen, über journalistische Praxis in Zeitungen generell sprechen zu können.

III.

Journalistinnen und Journalisten kokettieren – auch in der Lehre – gern mit dem Unregelmäßigen, Zufälligen. Darauf zielen viele ihrer beruflich-biographischen Erzählungen, nicht auf systematisch belangvolle Beispiele. Wenn die Regelhaftigkeit (auch) die journalistische Professionalität ausmachen soll, müßten die Grundbegriffe und Regeln des Berufs der Kern der überbetrieblichen Volontärsausbildung sein. Dafür sollten die Praxisexperten sorgsam aus den Alltäglichkeiten abstrahieren; aber gerade diese Abstraktion scheuen viele von ihnen wie der Teufel das Weihwasser. Daß ein „Begriff ohne Anschauung leer, Anschauung ohne Begriff aber blind" ist, wird selten beachtet.

Beispiele: Die Formulierung einer „Handwerksregel" versehen die Praxisexperten gern mit einschränkenden Bemerkungen wie: „Das ist natürlich von Redaktion zu Redaktion unterschiedlich." Die professionelle Regel oder die empirische Realität? An peniblen Überlegungen über journalistische Regeln haben die Volontärinnen und Volontäre allerdings auch meist wenig Spaß – eher an unterhaltsam-eindrucksvollen Auftritten oder Szenen und empörungstreibenden Anekdoten.

IV.

„Journalismus ist Handwerk und ... geistige Leistung", meinte ein erfahrener Zeitungsmann; „das Handwerkliche läßt sich definieren..." Die geistige Leistung etwa nicht? Was machen die Geisteswissenschaften anders? Auch hermeneutische Methoden muß man nicht der Irrationalität zurechnen.

Bei Praxisexperten aus dem Journalismus herrscht auch in der Lehre häufig ein assoziativ-collageartiger Denkstil vor; klar-schlußfolgernde Gedankenschritte werden nicht selten früh mit einer ironischen, polemischen oder sogar zynischen Bemerkung abgebrochen. Damit geht auch der regulative Bezug zur Wissenschaft ganz verloren. Zwischen Praxisexperten und Jungjournalisten entsteht dann leicht ein augenzwinkerndes Einverständnis, das kritisch-konstruktives Weiterdenken behindert.

Beispiele: Ein Praktiker bezeichnet Überlegungen zur journalistischen Ethik als „unnützes Gesülze". Gleich danach kommt sein Appell, sich über bestimmte Formen des Fernseh-Journalismus zu empören.

Ein Experte für Sprache im Journalismus begründet seine Argumente und Kriterien unter explizitem Bezug auf die Sprachwissenschaft. Wenig später spricht er „der Wissenschaft" die Kompetenz für Fragen an den Journalismus ab.

Hin und wieder tritt ein merkwürdiger Zynismus der Argumentation bei Praxisexperten auf: Weil es „in vielen Zeitschriften-Redaktionen" angeblich üblich sei, „daß bei der Wiedergabe von Begebenheiten ... drauflos gelogen wird", empfiehlt man „Faken". So können aus Unsitten oder Rechtsverletzungen Normen werden.

V.

Die Volontärinnen und Volontäre sind im allgemeinen mit der Lehre der Praxisexperten zufrieden. Kollegiale Solidarität ist ihnen mehr wert als kritische Reflexion ihrer Zunft. An der Entwicklung journalistischer Regeln sind sie mäßig interessiert, an einschlägiger Literatur aus der Kommunikationswissenschaft oder Journalistik noch weniger. Sie suchen den „Thrill", im beruflichen Alltag und in der Ausbildung.

Beispiele: Die Jungjournalisten äußern immer wieder die Meinung: „Wir brauchen keinen Überbau an Begründung und starre Regeln auch nicht." Wieso eigentlich „starre"? Dieses Stereotyp taucht bei Lehrenden und Lernenden oft auf.

Was die Volontärinnen und Volontäre von den Einzelthemen des Lehrplans wirklich interessiert, sind: Reportage, Kommentar, Layout, Recherche und Sprache. Nicht oder kaum interessiert zeigten sie sich an: Zeitungsverlag als Wirtschaftsunternehmen, Zeitungstechnik, Wirtschaftsberichterstattung, Leseraktionen und Fotojournalismus. Das ergaben unsere regelmäßigen Befragungen.

Siegfried Quandt

FUSSNOTENMUSEUM IV

1) The Freud (1908) reference is included because a Freud reference always looks good, especially to a nonpsychologist on a committee that might be reviewing my file. I make this point in a footnote, rather than in the body of the text, because footnotes suggest that the author has penetrated some phenomenon more deeply than is reasonable to expect an ordinary reader to follow. This makes me look smart, and dedicated to precision and completeness – admirable qualities in any candidate.

Aus Steven J. Gilbert: Scholarly Image Enhancement Through a Meaningless Publication. New York 1992, Seite 87, Fußnote 1

Kann man Kreativität lehren und lernen?

Ein Thema hat sich an fast allen medienwissenschaftlichen Studiengängen zum Dauerbrenner entwickelt: die Vermittlung von berufspraktischen Erfahrungen in der akademischen Lehre.

Zwar existieren mittlerweile Konzepte und Curricula zu medienpraktischen Kenntnissen aus Journalismus und PR-Praxis – doch wie verhält es sich bei nicht-fachspezifischen Erfahrungen (z.B. Präsentation von Arbeitsergebnissen, freie Rede, Umgang mit Mitarbeitern)? Kann die Vermittlung dieses Wissens überhaupt Aufgabe der Hochschulen sein? Zur Beantwortung dieser Frage und als Beitrag zur Diskussion über die akademische Lehre, die Joachim Westerbarkey jetzt neu angestiftet hat, möchte ich eine „Ausnahme von der Regel" vorstellen: das Seminar „Kreativitätstechniken".

Man kann es Studentinnen und Studenten eines medienwissenschaftlichen Studiengangs nicht verdenken, wenn sie sich zur Vorbereitung auf den späteren Beruf (z.B. als Journalisten, Meinungsforscher oder Mitarbeiter in PR-Betrieben) praxisnahe Seminare wie „Rhetorik", „Präsentation", ja „Personalführung" wünschen – handelt es sich doch um Grundkenntnisse, die in jedem akademischen Beruf gefragt sind.

Neue Konzepte sind rar

Ein Glücksfall ist es, wenn Lehrende selbst aus der Berufswelt der Medien stammen und – als Abfallprodukt – auch alltägliche berufsunspezifische Erfahrungen weitergeben können. Doch im allgemeinen verweist man zu Recht auf Praktika oder berufsnahe Nebenjobs, die die von Studierenden gewünschten „Kulturtechniken" im Sinne eines „learning by doing" vermitteln – dies bleibt die Regel.

Sind Ausnahmen von dieser Regel erlaubt? Meiner Meinung nach ja! Und zwar, wenn zwei Bedingungen erfüllt sind: 1. Medienbetriebe und Institutionen erwarten von ihren Mitarbeitern ein Erfahrungswissen, das sie selbst nicht vermitteln können (oder wollen). 2. Fach-unspezifische Praxiserfahrungen und Inhalte des eigenen Faches lassen sich sinnvoll miteinander verbinden.

Beide Kriterien treffen zu auf die Innovationsfähigkeit von Mitarbeitern in Medienberufen. Häufig werden in der Praxis Klagen laut, im Medienbereich gäbe es zu wenig Neues. Man stöhnt über das ständige „more of the same", beispielsweise bei der Konzeption von Game-Shows oder Nachrichtensendungen im Fernsehen. Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang Rudi Carrells Satz „Früher spielte man im Fernsehen Sackhüpfen und Eierlaufen, heute zeigt man Eierhüpfen und Sacklaufen". Viele Ideen werden in Lizenz aus anderen Ländern übernommen, eigene neue Konzepte hingegen sind rar. Dennoch unternehmen Medienbetriebe nur wenig, um diesem Mangel im eigenen Hause abzuhelfen.

Auch die Anbindung an Lehrinhalte der Medienwissenschaften läßt sich herstellen, denn auch Mediengenres können Gegenstand von Kreativitätstechniken sein; und außerdem gewährt die Beschäftigung mit dem Gegenstand „Kreativität" einen Einblick in die Arbeitsweise der Psychologie (Definition von „Charaktermerkmalen", Testtheorie).

Genau hier setzt unser Seminar „Kreativitätstechniken" an, das wir im Wintersemester 1992/93 im Studiengang „Medienmanagement" am Institut für Journalistik und Kommunikationsforschung in Hannover durchgeführt haben. Auf Anregung von Peter Winterhoff-Spurk aus Saarbrücken beschäftigen sich die 24 Teilnehmer an zwei Wochenenden in einer Tagungsstätte sowohl theoretisch als auch praktisch mit „Kreativität".

Der theoretische Teil des Seminars umfaßte folgende Aspekte: Was ist Kreativität? – Kann man Kreativität lernen? Die kreative Persönlichkeit – Wie kommt Neuartiges zustande? Der kreative Prozeß und seine Rahmenbedingungen – Kreativitätstests: Aufbau und Auswertung – Organisation von Kreativität, Einführung von Kreativitätstechniken am Arbeitsplatz.

Im praktischen Teil wurden acht Kreativitätstechniken vorgestellt und am konkreten Beispiel – einem Genre oder Gerät aus dem Medienbereich – erprobt: Brainstorming: „Unaufdringliche Werbung" – Synektik: Nachrichtensendungen im Fernsehen – Erzwungene Analogie: Jugendzeitschriften – Brainwriting, 6-3-5-Methode: Talkshows – Morphologische Matrix: Ausstattung von Erlebniskinos – Attribute Listing: Parteizeitungen – Morphologischer Kasten: Game-Shows – TILMAG: Gestaltung von Kofferradios.

Am erstaunlichsten für alle Teilnehmer war, daß die in den Sitzungen produzierten Ideen weit über das hinausgingen, was jeder für sich durch bloßes Nachdenken herausgefunden hätte. So reichten die Konzepte von Kinos, die sich mit ihrer Ausstattung auf bestimmte Filmgenres spezialisieren (z.B. ein Science-Fiction-Kino mit 180-Grad-Leinwänden), über unaufdringliche Plakatwerbung, die sich nur durch Tragen einer rotgetönten Brille entziffern läßt, bis hin zum Mini-Radio, das in das Futter eines Blousons eingenäht wird.

Alle Ideen wurden präsentationsreif ausgearbeitet und in einem Bericht zusammengefaßt, der – gegen fünf Mark in Briefmarken – im Institut für Journalistik und Kommunikationsforschung (Hohenzollernstraße 47, 30161 Hannover) als ASCII-Text auf Diskette erhältlich ist. Ebenfalls als Kopie zu haben ist ein Kompendium, in dem die acht Kreativitätstechniken ausführlich vorgestellt werden.

Fröhliche Wissenschaft

Folgende Probleme wurden bei der Seminarvorbereitung deutlich: Häufig läßt sich das, was im „Treibhaus" Seminar gut funktioniert, im späteren Berufsalltag nicht oder nur mit großen Abstrichen realisieren. Da hier mit Widerstand durch Kollegen und Vorgesetzte zu rechnen ist, sollte eine Veranstaltung zum Thema Kreativitätstechniken den Teilnehmern einen Leitfaden an die Hand geben, wie sich neue Formen der Ideenfindung am Arbeitsplatz auch durchsetzen lassen.

Kreativität ist im Gegensatz zu vielen anderen Thematiken der Medienwissenschaft nicht lernbar. Die psychologische Forschung zeigt uns allerdings, daß kreative Prozesse immerhin förderbar sind – und dies ist exakt der Anspruch, den Kreativitätstechniken haben. Aus diesem Grund sollten auch nicht die kreativen Leistungen der Teilnehmer – die Ideen – bewertet werden. Für den Leistungsnachweis war allein die Ausarbeitung der im Seminar entwickelten Vorschläge maßgeblich, die in der genannten Veröffentlichung dokumentiert sind.

Ein Nebeneffekt der Veranstaltung: Wochenendseminare wie diese bilden eine willkommene Abwechslung zum übrigen Seminaralltag. Sie bieten die Chance, etwas Besonderes zu erleben: ein Stückchen „fröhliche Wissenschaft".

Lutz Goertz

TAGUNGEN

Medien-Transformation

DGPuK-Kongreß: Zehn Jahre dualer Rundfunk

Die Deutsche Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft hält ihre nächste Jahrestagung vom 26. bis 28. Mai 1994 in München ab. Das Rahmenthema lautet: „Medien-Transformation: Zehn Jahre dualer Rundfunk in Deutschland".

Im einführenden Überblicksvortrag wird Ulrich Saxer, Publizistikwissenschaftler an der Universität Zürich, die Entwicklung seit Einführung des privaten Rundfunks in der Bundesrepublik bilanzieren und auch auf Wandlungsprozesse in anderen europäischen Ländern eingehen.

Eine weitere Plenarveranstaltung beschäftigt sich mit der „Qualität im Fersehprogramm". Damit wird die Diskussion über Fragen der publizistischen Qualität aufgegriffen, die seit einiger Zeit im Blick auf unterschiedliche Journalismus- und Medienbereiche intensiv geführt wird. Winfried Schulz, Kommunikationswissenschaftler an der Universität Erlangen-Nürnberg, Ernst Elitz, neugewählter Intendant des Deutschlandradios, und Ingrid Scheithauer, Ressortleiterin Medien der „Frankfurter Rundschau", wollen zu diesem Thema Stellung nehmen.

Der Kongreß, der in den Räumen der mitten in Schwabing gelegenen Katholischen Akademie Bayern stattfindet, schließt ab mit einer Podiumsdiskussion zum Thema „Der Rundfunk der Zukunft: Programmflut und Kommunikationsebbe?" Bisher haben unter anderen Luc Jochimsen, Chefredakteurin des Hessischen Rundfunks, und Gerhard Zeiler, Geschäftsführer von RTL 2, ihre Teilnahme zugesagt.

Das Programm sieht folgenden Tagungsablauf vor:

Donnerstag, 26. Mai:
Anreisetag; ab 19.00 Uhr „Get-together"-Abend

Freitag, 27. Mai:
9.00 Uhr: Einführung und Begrüßung
9.15 Uhr: Eröffnungsvortrag von Ulrich Saxer
11.30 - 13.00 Uhr: Unterplena
15.00 -16.30 Uhr: Unterplena
17.00 - 19.00 Uhr: Mitgliederversammlung der DGPuK
19.45: Empfang im Rathaus durch den Oberbürgermeister der Stadt München

Samstag, 28. Mai:
9.00 Uhr: Plenarvorträge von Winfried Schulz, Ernst Elitz und Ingrid Scheithauer
11.00 - 13.00 Uhr: Unterplena
14.30 - 16.00 Uhr: Treffen der Arbeitsgruppen
16.30 - 18.00 Uhr: Podiumsdiskussion
20.00 Uhr: Ausklang: Münchner Kleinkunst

Fünf parallel abgehaltene Unterplena bieten Gelegenheit zur Präsentation und Diskussion kommunikationswissenschaftlicher Forschungsergebnisse. Insgesamt werden mehr als dreißig Referentinnen und Referenten zu folgenden Themenfeldern sprechen:
1. Politische, ökonomische und rechtliche Rahmenbedingungen (Leitung: Manfred Rühl, Bamberg)
2. Programmangebot und Programmqualität (Leitung: Heinz-Werner Stuiber, München)
3. Journalismus: Ausbildung, Arbeit, Beruf (Leitung: Günther Rager, Dortmund)
4. Nutzung, Wirkung, Publikumsresonanz (Leitung: Barbara Pfetsch, Mannheim)
5. Programmvermehrung, Geschlechteralltag, Geschlechterbilder (Leitung: Barbara Mettler-von Meibom, Essen/ Jutta Röser, Hamburg)

Im Rahmen der Jahrestagung treffen sich auch die acht ständigen Arbeitsgruppen der DGPuK. Gastgeber der Veranstaltung ist das Institut für Kommunikationswissenschaft (Zeitungswissenschaft) der Universität München, das vor siebzig Jahren gegründet wurde.

Nähere Informationen bei Heinz Pürer, Institut für Kommunikationswissenschaft (Zeitungswissenschaft), Schellingstraße 33, 80799 München, Telefon (089) 2180-2993, Telefax (089) 2 80 00 25. *Walter Hömberg*

NOTABENE

Verspätete Wirklichkeit

Journalisten sollen nicht lügen. Manchmal aber hat die Wirklichkeit nur ein wenig Verspätung gegenüber dem, was Journalisten behaupten. Einen solchen Fall wollen wir als „sich selbst erfüllende Behauptung" bezeichnen (eine Abart der „sich selbst erfüllenden Prophezeiung"): Eine erwiesenermaßen falsche Aussage wird nachträglich wahr, und zwar deshalb, weil sie veröffentlicht worden ist. Wie so etwas funktioniert? Zwei Beispiele für die wirklichkeitsstiftende Kraft journalistischer Erfindungen:

Vor einigen Jahren schrieb ein Journalist über die erste „Miteß-Zentrale". Unter der Devise „Gemeinsame Eß-Erlebnisse statt Einsamkeit am Küchentisch" sollte für Singles die Essensaufnahme zum Gruppenerlebnis gemacht werden. Der Haken an der Sache: Nicht ein Wort an dem Bericht entsprach den Tatsachen, nirgendwo in Deutschland gab es ein solches Angebot. Was bewirkte die fiktive Reportage? Zwei Jahre später boten in vier Städten Miteß-Zentralen ihre Dienste an. Jürgen Pomorin, der geistige Urheber: „Nicht einmal das selbst Erfundene bleibt in diesen Zeiten exclusiv."

Fall zwei: Eine Zeitschrift berichtet, daß Minister Wörner im Verteidigungsministerium „Rambo" genannt wird. Als Folge tritt ein, was zunächst unbewiesen in die Welt gesetzt wurde: Wörner wird im ganzen Ministerium „Rambo" genannt. „Mir ist nicht ganz klar, ob ihn vorher dort auch nur einer Rambo genannt hat, aber jetzt stimmt die Nachricht auf jeden Fall", resümiert Kristina von Winter.

Wir sehen: Journalisten konstruieren Wirklichkeit – nicht nur in den Köpfen, wie Radikale Konstruktivisten behaupten, sondern de facto. Der sich selbst verwirklichenden Behauptung ist in Robert K. Mertons Kabinett der „Perversitäten sozialer Logik" ein Ehrenplatz gewiß.

Christoph Neuberger

NEUE BÜCHER

Die nachfolgend angezeigten Monographien und Sammelbände von Mitgliedern sind in den letzten Monaten erschienen. Die Redaktion bittet um entsprechende Hinweise.

Becker, Jörg/Butrimenko, Alexander (Hg.): Europe Speaks to Europe: Telecommunications in a Common European House. Frankfurt am Main: Haag + Herchen 1993

Bohrmann, Hans (Hg.)/Toepser-Ziegert, Gabriele (Bearb.): NS-Presseanweisungen der Vorkriegszeit. Band 4: 1936. München u.a.: Saur 1993

Bringmann, Karl: Kaleidoskop eines Lebens als Publizist. 2. Ausgabe. Düsseldorf 1993

Cornelißen, Waltraud: Klischee oder Leitbild? Geschlechtsspezifische Rezeption von Frauen- und Männerbildern im Fernsehen. Opladen: Westdeutscher Verlag 1994 (= Studien zur Sozialwissenschaft 134)

Faulstich, Werner (Hg.): Das Fernsehen im Produktverband mit anderen Medien. Untersuchungen zum Fernsehjahr 1988. Heidelberg: Winter 1993

Faulstich, Werner (Hg.): Konzepte von Öffentlichkeit. 3. Lüneburger Kolloquium zur Medienwissenschaft. Bardowick: Wissenschaftler-Verlag 1993



Groebel, Jo/Gleich, Uli: Gewaltprofil des deutschen Fernsehprogramms. Eine Analyse des Angebots privater und öffentlich-rechtlicher Sender. Opladen: Leske + Budrich 1993 (= Schriftenreihe Medienforschung der Landesanstalt für Rundfunk NRW 6)

Hemels, Joan/Vegt, Renée: Het Geïllustreerde Tijdschrift in Nederland. Bibliografie. Deel 1: 1840-1945. Amsterdam: Otto Cramwinckel 1993

Hickethier, Knut (Hg.): Deutsche Verhältnisse. Beiträge zum Fernsehspiel Ost und West. Siegen: DFG Sonderforschungsbereich 240, Universität/GH Siegen 1993 (= Arbeitshefte Bildschirmmedien 41)

Hoffmann-Riem, Wolfgang: Finanzierung und Finanz-Kontrolle der Landesmedienanstalten. Ein Rechtsgutachten zur Beteiligung der Landesmedienanstalten an der einheitlichen Rundfunkgebühr. Berlin: Vistas 1993 (= Schriftenreihe der Landesmedienanstalten 3)

Jarren, Otfried (Hg.): Politische Kommunikation in Hörfunk und Fernsehen. Elektronische Medien in der Bundesrepublik Deutschland. Opladen: Leske + Budrich 1994 (=Gegenwartskunde, Sonderheft 8)

Jarren, Otfried/Grothe, Thorsten/Müller, Roy: Bürgermedium Offener Kanal. Der Offene Kanal Hamburg aus der Sicht von Nutzern und Experten. Eine empirische Studie zu Nutzung und Bewertung des Offenen Kanals. Berlin: Vistas 1994 (= Schriftenreihe der Hamburgischen Anstalt für neue Medien 8)

Koch, Ursula/Schröter, Detlef/Albert, Pierre (Hg.): Deutsch-französische Medienbilder. Images Médiatiques franco-allemandes. Un dialogue entre journalistes et chercheurs. Journalisten und Forscher im Gespräch. München: Reinhard Fischer 1993

Kopper, Gerd G. (Hg.): Innovation in Journalism Training. A European Perspective. Berlin: Vistas 1993 (= European Journalism Review 1)

Kunczik, Michael: Public Relations. Konzepte und Theorien. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 1993

Landgrebe, Klaus Peter: Nachrichtenmagazine – ihr Stil, ihr Erfolg. In Europa und den USA. München: Burda 1994

Neumann-Braun, Klaus: Rundfunkunterhaltung. Zur Inszenierung publikumsnaher Kommunikationsereignisse. Tübingen: Narr 1993 (= ScriptOralia 48)

Pütz, Wolfgang: Das Italienbild in der deutschen Presse. Eine Analyse ausgewählter Tageszeitungen. München: Ölschläger 1993 (= Forschungsfeld Kommunikation 4)

Rager, Günther/Müller-Gerbes, Sigrun/Haage, Anne: Leserwünsche als Herausforderung – neue Impulse für die Tageszeitung. Bonn: ZV Zeitungs-Verlag Service 1994

Reimers, Karl Friedrich (Hg.): Unser Jahrhundert in den Medien. 75 Jahre Universitätsinstitut. I. Internationale Leipziger Hochschultage für Medien und Kommunikation 1991. Leipzig: Universität Leipzig, Fachbereich Kommunikations- und Medienwissenschaften 1993 (= Leipziger Universitätsbeiträge zur Kommunikations- und Medienwissenschaft 1)

Reimers, Karl Friedrich (Hg.): Forschen – Lehren – Weiterbilden für Medienberufe in Europa. II. Internationale Leipziger Hochschultage für Medien und Kommunikation 1992. Leipzig: Universität Leipzig, Fachbereich Kommunikations- und Medienwissenschaften 1993 (= Leipziger Universitätsbeiträge zur Kommunikations- und Medienwissenschaft 2)

Röser, Jutta: Frauen-Medien-Forschung. Graue Literatur 1980-1992. Eine kommentierte Bibliographie. Münster: Agenda 1993

Stock, Martin: Nordrhein-Westfälisches Rundfunkrecht. Zur Lage nach den jüngsten Novellierungen. Baden-Baden: Nomos 1993 (= Materialien zur interdisziplinären Medienforschung 24)

Theis, Anna Maria: Organisationskommunikation. Theoretische Grundlagen und empirische Forschungen. Opladen: Westdeutscher Verlag 1994

Voltmer, Katrin/Klingemann, Hans-Dieter: Medienumwelt im Wandel. Eine empirische Untersuchung zu den Auswirkungen des Kabelfernsehens im Kabelpilotprojekt Berlin. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag 1993

Weischenberg, Siegfried/Löffelholz, Martin/Scholl, Armin: Antworten aus und zu der DFG-Studie Journalismus in Deutschland. Münster: Westfälische Wilhelms-Universität, Institut für Publizistik 1994 (= Werkstattberichte der Forschungsgruppe Journalistik 5)

Weiß, Ralph/Nebel, Bettina: Lokalradio und Rechtsextremismus. Aufklärungim Hörfunk? Opladen: Leske + Budrich 1993 (= Schriftenreihe Medienforschung der Landesanstalt für Rundfunk NRW 12)

Weiß, Ralph/Rudolph, Werner: Die lokale Welt im Radio. Information und Unterhaltung im Lokalradio als Beiträge zur kommunalen Kommunikation. Opladen: Leske + Budrich 1993 (= Schriftenreihe Medienforschung der Landesanstalt für Rundfunk NRW 9)

Selbstbilder und Fremdbilder

Symposium an der Universität Göttingen

„Bosnien ist ein posthumer Sieg für Hitler, Europa hat aus dem Holocaust nichts gelernt", zitierte Tilman Zülch, Vorsitzender der Gesellschaft für bedrohte Völker aus Göttingen, den letzten überlebenden Kommandeur des Warschauer Ghettos, Marek Edelmann. Zülch referierte im Rahmen des Symposiums „Selbstbilder und Fremdbilder – Die Rolle der deutschen Massenmedien in der internationalen Berichterstattung" anläßlich des 60. Geburtstages von Hansjürgen Koschwitz in Göttingen zu Defiziten in der Berichterstattung über bedrohte Völker.

Ohnmacht der Medien

Zülch wies darauf hin, daß sich gerade in der Berichterstattung zum Golfkrieg, vor allem aber im jugoslawischen Bürgerkrieg, die Macht und Ohnmacht der Medien zeige. Seiner Meinung nach habe das Schweigen der Massenmedien bisher eine militärische Intervention in Bosnien verhindert. Daneben würden Unzulänglichkeiten in der journalistischen Arbeit dem Rezipienten den Blick auf die Wahrheit verstellen. Zülch: „Konflikte dauern sehr lange und machen ein ständiges Begleiten durch die Journalisten sehr arbeitsintensiv und mühselig, zudem werden oft Informationen einfach nur weitergegeben, ohne sie zu hinterfragen und zu bewerten."

Etwas abgehoben vom Einzelfall versuchte der Berliner Politikwissenschaftler Werner Pfennig, die Rolle der Massenmedien bei der Entwicklung der internationalen Beziehungen zu beleuchten. Für ihn markierten die Ereignisse der Jahre 1989 und 1990 den Beginn weltweit relevanter Veränderungen: „Die Welt ist ärmer geworden. Der Westen hat Feinde verloren, der Osten die Ideologie."

Die neue Situation sei, so Pfennig, durch gegenläufige Trends gekennzeichnet. Einerseits gebe es einen Wegfall globaler politisch-militärischer Konflikte, andererseits komme es zur Vermehrung und Verschärfung regionaler und nationaler Konflikte. Einerseits sei ein Verschwinden von Wertesystemen zu beobachten, andererseits aber auch eine Flucht in Heilslehren und ethnisch-religiös legitimierten Fundamentalismus. Einerseits werde die staatliche Autorität in Frage gestellt und Politikverdrossenheit mache sich breit, andererseits jedoch gebe es auch überfrachtete Erwartungshaltungen und Überforderung von Politik.

Diese und andere gegenläufige Entwicklungen würden zwar von den Massenmedien journalistisch begleitet, störend sei aber die Art der Präsentation von Nachrichten, der Overkill mit irrelevanten Details und die sprachliche Verharmlosung.

Matthias Naß, Redakteur der Wochenzeitung „Die Zeit", wollte weder eine generelle sprachliche Verharmlosung noch ein Untätigbleiben der Medien gelten lassen: „Erzwingen läßt sich der Respekt vor den Menschenrechten zwar am Ende wohl nicht. Aber der Druck auf jene, die sie mit Füßen treten, muß bleiben. Diesen Druck auszuüben, ist eine der wichtigsten Aufgaben der Medien." Naß zeigte zugleich deutlich die aktuellen Probleme der Auslandsberichterstattung auf.

Seiner Meinung nach interessieren sich die Menschen immer weniger für das Weltgeschehen. Zum einen habe das vereinte Deutschland genug eigene Sorgen. Zum anderen sei Deutschland größer geworden, werde zunehmend provinzieller und teile damit das Schicksal anderer großer Länder, die sich vor allem mit sich selbst beschäftigten. Drittens bedeute das Ende des Kalten Krieges auch das Ende der alten außenpolitischen Übersichtlichkeit. Schließlich würden die Rezipienten in einer wahren Informationsflut ertrinken. Naß: „Immer mehr Menschen werden von der Fülle zusammenhangloser Meldungen überfordert, weil eine ergänzende und vertiefende Berichterstattung fehlt. Deshalb müssen die Anforderungen an einen zeitgemäßen und verantwortungsvollen Journalismus besonders groß geschrieben werden."

Als Beispiel für einen Schritt in die richtige Richtung bewertete Dieter Weirich, Intendant des Auslandssenders Deutsche Welle, die Arbeit seiner Anstalt. „Wir bieten eine informative Dienstleistung an für im Ausland lebende Landsleute, wir sind ein Fremdsprachensender für alle an Deutschland interessierten Menschen und eine ‚Stimme der Freiheit' für Menschen in Ländern ohne Informations- und Meinungsfreiheit."

Stimme der Freiheit

Stellvertretend für die Erfüllung dieser Aufgaben führte Weirich das russische Programm der Deutschen Welle während des mißlungenen Staatsstreichs gegen Boris Jelzin an. Westliche Auslandssender wie die Deutsche Welle, die BBC oder Voice of America hätten über die Lage am Weißen Haus in Moskau informiert und seien für Millionen von Russen die wichtigste und oft einzige Nachrichtenquelle gewesen. Die Berichterstattung sei Ausdruck einer besonderen internationalen Verantwortung gewesen, weil die Vermittlung sachlicher Informationen dazu beigetragen habe, eine Ausweitung des Konfliktes zu verhindern.

Im abschließenden Podiumsgespräch unter der Leitung von Wilfried Scharf vom Institut für Publizistik und Kommunikationswissenschaft der Universität Göttingen bestand zwar Einigkeit darüber, daß der Auslandsberichterstattung vor allem die Aufgabe zukomme zu informieren, zu erklären und eine Brücke zwischen den Völkern zu bauen. Der Politologe Werner Pfennig warnte jedoch vor einem voreiligen Schulterschluß: „Patentlösungen gibt es nicht, aber wer keine Fragen stellt, die zur Diskussion und zum Nachdenken anregen, kann auch keine Antworten erwarten."

Wolfgang Pütz

Gesundheit und Medien

Unter diesem Titel steht ein Kongreß, den die Deutsche Gesellschaft für Kommunikationsforschung vom 22. bis 24. April in Düsseldorf veranstaltet. Diskussionsteilnehmer sind unter anderem Alphons Silbermann, Maximilian Gottschlich, Jo Groebel und Rolf T. Wigand. Nähere Informationen bei der genannten Gesellschaft, Feldstraße 105, 51469 Bergisch Gladbach.

ARBEITSGRUPPEN

Individuelle Nutzung des Fernsehens

Workshop in Hamburg

Mit dem Thema „Ende der Massenkommunikation?" hat sich die Arbeitsgruppe Soziologie der Massenkommunikation auf dem Berliner Treffen der DGPuK beschäftigt. Jetzt traf sie sich zwei Tage lang zu einem Workshop im Hans-Bredow-Institut, um das daraus hervorgegangene Thema „Individuelle Fernsehnutzung, insbesondere unter Verwendung telemetrischer Daten" zu diskutieren. Untersuchungen dieser Art sind ja in den letzten Jahren häufiger geworden, sie sind auch eine Antwort der Kommunikationsforschung auf die Ausdifferenzierung des Fernsehsystems.

In einem ersten, empirisch ausgerichteten Block referierte Karl Tasche über die Rezeption von Nachrichten. Lothar Mikos und Dieter Wiedemann berichteten über Ergebnisse einer Analyse der Nutzung von Spielfilmen im Fernsehen. Vor allem die unterschiedenen Formen des „Zappens" wurden von den Teilnehmern intensiv diskutiert.

Der zweite Block vereinigte Ansätze, die die sozialen Kontexte von Mediennutzung in den Vordergrund stellten. Auf der Basis einer Analyse der sozialen Konstellationen, in denen ferngesehen wird, und der Umgangsweisen mit Sendungen stellte Friedrich Krotz Vorstellungen von der Bedeutung von Fernsehen in der Gesellschaft in Frage. Klaus Neumann-Braun präsentierte Ziele und Konzeption eines zugleich qualitativ und quantitativ angelegten Projekts zur Analyse des Umgangs von Kindern mit Fernsehwerbung.

Im dritten Block beschäftigte sich Hans-Bernd Brosius mit der erstaunlich hohen Konsistenz von Kanal-, Genre- und Serienzuwendung, die seine Tagebuchstudie in Großbritannien ergeben hatte. Uwe Hasebrink wies der Untersuchung der individuellen Fernsehnutzung die Aufgabe zu, den Leerraum zwischen den ausgefeilten Theorien über Determinanten der Nutzung und ihre Konsequenzen zu füllen und stellte empirisch entwickelte Typen von Fersehnutzern vor.

Der letzte Block beschäftigte sich dann in einer erweiterten Perspektive mit „interaktivem Fernsehen". Georg Ruhrmann präsentierte Überlegungen zu einem umfassend angelegten Forschungsprojekt, das sich auch damit beschäftigen wird. Michael Jäckel setzte an der Rational-Choice-Theorie an und analysierte Videonutzung als Indikator für die Prognosen über ein zukünftiges „video on demand".

In der von Angela Keppler geleiteten Abschlußdiskussion wurde u.a. herausgearbeitet, daß die individuelle Nutzungsforschung unter theoretischen Defiziten leidet: Es ist zu klären, was die Untersuchung telemetrischer Daten theoriebezogen leisten kann und wodurch sie ergänzt werden muß. Umstritten waren auch die für die Zukunft prognostizierten Entwicklungen – einerseits zunehmende Bedeutung des Fernsehens und medialer Massenprodukte, andererseits Auflösung der „Masse" und Individualisierung der Fernsehnutzung. Von Bedeutung ist dies auch für die Frage, ob und auf welche Weise Fernsehen als Integrationsmedium wirkt.

Friedrich Krotz

Rundfunk als Politikfeld

Tagung in Zechlin

Der Weg auf theoretische Höhen hatte sich für die Arbeitsgruppe „Politik und Kommunikation" der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft und der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft schon auf der letzten Tagung in Bergneustadt abgezeichnet. Im Ergebnis war man sich dort – so erklärte Otfried Jarren in seinem Eingangsstatement – einig gewesen, daß angesichts zunehmender Steuerungsprobleme im Rundfunkbereich eine theoretische Analyse der Prozesse und Zusammenhänge im dualen Rundfunksystem vonnöten sei.

Zwei zentrale Problemstellungen dominierten die Referate und Diskussionen des Treffens, das vom 8. bis 10. Oktober 1993 im Flecken Zechlin (Brandenburg) stattfand. Zum einen ging es um die Funktionsweise der Rundfunkpublizistik, der in erster Linie systemtheoretisch nachgegangen wurde. Zum anderen wurde – konkreter – darüber nachgedacht, welche Auswirkungen unterschiedliche Einflußfaktoren, insbesondere ökonomische und technische, auf den Rundfunk haben und wie diese die Entwicklung der beiden Säulen des dualen Systems beeinflussen.

Grundlegendes zur Rundfunkpublizistik in systemtheoretischer Perspektive war von André Kieserling, Manfred Rühl sowie Thorsten Grothe und Wolfgang Schulz zu hören, wobei letztere sich auf die Folgen für die Steuerung konzentrierten. Eine Perspektive, die auch Ulrich Saxer seinem Beitrag zum Thema Öffentlichkeitsarbeit der Rundfunkveranstalter zugrundelegte. Anna Maria Theis, Manfred Schmitz und Heribert Schatz untersuchten das duale System aus einem akteur-, institutionen- bzw. modernisierungstheoretischen Blickwinkel.

Die Analyse des Politikfeldes Rundfunk ergab eine Entwicklung zu komplexeren Strukturen, wobei die Rundfunkproduktion überwiegend als eigenes, möglicherweise sogar autopoietisch arbeitendes Funktionssystem betrachtet wird. Dissense und offene Fragen waren bei der Beschreibung der rundfunkpublizistischen Produktionsprozesse, der Einordnung des Systems (sozietales Subsystem oder System sui generis?) und dem Verhältnis zum Wirtschaftssystem zu beobachten.

Unterschiedliche Determinanten der Entwicklung oder Steuerung des Rundfunks standen im Mittelpunkt der folgenden Referate, so die Bedeutung der Technik bei Jörg Meyer-Stamer und der Wirtschaft bei Wolfgang Seufert.

Marie-Luise Kiefer analysierte die Steuerung innerhalb der Rundfunkunternehmen im Vergleich der öffentlich-rechtlichen zu den privat-kommerziellen Anstalten. Sie plädierte für eine offensivere Politik der öffentlich-rechtlichen Anstalten, um deren Überleben sicherzustellen. Dies müsse insbesondere bei der Durchsetzung weiterer Werbezeiten zum Tragen kommen. Auch Änderungen in bezug auf das Publikum, beispielsweise durch die Abkehr vom Grundsatz, daß jede Sendung für jeden Zuschauer verständlich sein muß, sind ihrer Ansicht nach notwendig.

Thorsten Grothe/Wolfgang Schulz

ESSAY

Unterwegs vom Betriebsfest zur Gratis-Kaffeefahrt

Über den Journalismus in den neuen Bundesländern

„Eines der ernstesten Probleme unserer Zeit ist das Schwinden des Verbundenseins durch gemeinsame Symbole"
Mary Douglas

I.

Die Sorgen einiger Herren im Bundespresseamt haben sich als unbegründet herausgestellt: Der Journalismus Marke Ost ist entmarxifiziert, seine Medien sind frei von subversiven oder nostalgischen Tönen. Wer Zeitungen und Hörfunkprogramme in den neuen und in den alten Bundesländern miteinander vergleicht, wird im vierten Jahr der Vereinigung auch nicht behaupten können, ostdeutsche Journalisten machten ihre Medien weniger gut als die Kollegen in Westdeutschland. Aufmachung und Stoffangebot großer Tageszeitungen wie etwa der „Sächsischen Zeitung", der „Leipziger Volkszeitung" oder der in Halle erscheinenden „Mitteldeutschen Zeitung" präsentieren sich im ebenso seriösen, zeitgemäßen Layout wie etwa die „Hannoversche Allgemeine" oder die „Stuttgarter Nachrichten". Die Vermittlung von Serviceinformationen wie auch die sprachliche Umsetzung der Themen gelingt den Ostjournalisten mitunter sogar besser als ihren West-Kollegen. Auch die Nachrichtenwerte – so konnten wir anhand kleiner Vergleichstudien feststellen – unterscheiden sich heute praktisch nicht von denen, die westdeutsche Redaktionen handhaben: Das Wichtige und das Spektakuläre ist auf den Nachrichtenseiten und in den Nachrichtensendungen hüben wie drüben weitgehend identisch. Und nicht zuletzt werden hier wie dort die für das Demokratieverständnis bedeutsamen Politikereignisse nach denselben Wertemustern analysiert und kommentiert, werden Rechtsstaatlichkeit und die der Pressefreiheit unterstellte Medien-Unabhängigkeit als Leitbilder hervorgehoben.

Bei den Ostdeutschen sind die Kammern des kollektiven Gedächtnisses mit anderem Stoff gefüllt als bei den Westdeutschen – der Stoff, der dem rituellen Unterbau die konkrete Form sozialer und politischer Riten gibt

Konvergenz auch im Rollenverständnis: Die von der Münsteraner Forschungsgruppe „Journalismus in Deutschland" soeben publizierten ersten Ergebnisse ihrer Repräsentativerhebung unter ost- und westdeutschen Journalisten belegen, wenn es um Berufs- und Selbstverständnisse geht, daß eine Angleichung an die Standards westdeutscher Berufsnormen inzwischen stattgefunden hat. Nähme man die Massenmedien als Maßstab, dann wäre offenbar gelungen, was Willy Brandt mit seiner Metapher vom Zusammenwachsen wohl gemeint hat: Die Massenmedien Ost vermitteln im wesentlichen dieselben Weltbilder und Wertemuster wie die Massenmedien West, sie bilden insgesamt ein für Deutschland repräsentatives Ganzes. Und wo es markante Unterschiede gibt, sind sie durch regionale Traditionen und Eigenheiten begründet, nicht anders als die Unterschiede zwischen westdeutschen Regionen, etwa zwischen dem Medienangebot der Radiostationen und Zeitungen in Kiel im Vergleich zu denen in Saarbrücken oder Augsburg.

Doch merkwürdig: Dieser von Medienpolitikern wie auch Medienwissenschaftlern mit anerkennendem Lob begleitete Prozeß der „Professionalisierung" ostdeutscher Medienproduktion führte keineswegs zu einer Intensivierung gesellschaftlicher Kommunikation, im Gegenteil: In ostdeutschen Großstädten hat sich die kommunikative Beziehung zwischen Medienmachern und Mediennutzern im Verlauf des Angleichungsprozesses abgekühlt. Die Beziehung verliert sich in unverbindlichen Flüchtigkeiten, die Leser-Blatt-Bindung wird porös.

Dies zeigt sich zunächst an der nach wie vor sinkenden Auflage selbst der in ihren Verbreitungsgebieten monopolistischen Tageszeitungen. So hat jede der großen Bezirkszeitungen Ostdeutschlands im vergangenen Jahr weiterhin zwischen 13000 und 18000 Abonnenten verloren; der Trend hält noch immer an. Die in den ostdeutschen Zeitungen für den Leserkontakt zuständigen Redaktionsmitglieder berichten von ihren Anstrengungen, den Dialog mit der Bevölkerung in Gang zu halten. Sie erleben indessen, daß die Zahl der Leserbriefe rückläufig, die unaufgeforderten Kontaktnahmen, auch Diskussionsbeiträge oder Hinweise auf Mißstände seltener geworden sind. Anders als heute hätten vor zwei, drei Jahren zahlreiche Leser einen lebendigen, für die Zeitungsseite anregenden Dialog gesucht, erinnern sich verschiedene Leserbrief-Redakteure; inzwischen meldeten sich vor allem Nörgler, Nostalgiker und wichtigtuerische Selbstdarsteller zu Wort. Man mag dies als Ausdruck der Normalisierung nach jener dramatischen Phase der Wende und des Aufbruchs deuten; sicherlich zeigt sich darin aber auch ein Prozeß wachsender Ignoranz, der Entfremdung zwischen den Massenmedien und ihrem Publikum.

In dieses Bild fügt sich die Ratlosigkeit vieler Verlagsleiter, wenn es um Konzepte zur Rückgewinnung verlorener Leser geht. Die von einigen Verlagen eingerichtete Befragung von Abbestellern zur Ermittlung der Kündigungsmotive lieferte nur Vordergründiges. In den Verlagshäusern macht man die Erfahrung, daß eine Abo-Kündigung um so leichter vollzogen wird, je weiter die Blattbindung erodiert.

Zwei Erklärungen werden aus zwei entgegengesetzten Richtungen angeboten, wenn dieser Prozeß der Entfremdung zur Diskussion gestellt wird. Die eine Seite, zu der vor allem Verlagsleiter und Chefredakteure gehören, verweist auf die Pluralisierung der Medienangebote – Anzeigenblätter, Regional- und Lokalradios, bald auch Lokalfernsehen – und die wachsende soziale Not in vielen Haushalten: Das knapper gewordene Budget der von Arbeitslosigkeit Betroffenen führe zu Abbestellungen. Ich halte dieses Argument nicht für zurei-

chend, weil derselbe Pluralisierungsprozeß zuvor in den alten Bundesländern die Leser-Blatt-Bindung nicht derart unterminiert, vielmehr das Renommee (gemessen als Glaubwürdigkeit) sämtlicher Medien untergraben hat. Außerdem sind mehrere der Ostzeitungen lesefreundlicher und mit höherem Nutzwert gemacht als die meisten Westzeitungen. Im übrigen liegen die Einzel- und Abo-Preise ostdeutscher Zeitungen bis zu 50 Prozent unter denen der westdeutschen Blätter; sie sind also für ostdeutsche Bezieher relativ billiger. Ein Blick auf die Abonnementsentwicklung in Westdeutschland zeigt, daß trotz wachsender Arbeitslosigkeit und sinkendem Einkommen die meisten Abo-Zeitungen ihre Auflage haben halten, manche sie sogar haben erhöhen können.

In Hamburg waren immer wieder Lacher zu hören, wenn im Film jemand übervorteilt oder seelisch bloßgestellt wurde; im Leipziger Kino breitete sich gerade bei diesen Szenen Totenstille aus

Die andere Seite nennt als Grund die von der Treuhand geschaffenen Besitzverhältnisse: Da annähernd alle großen Tageszeitungen von westdeutschen Verlagskonzernen gekauft, mithin die regionalen Marktmonopole festgeschrieben worden seien, hätte die Bevölkerung keine Auswahl; statt Medienvielfalt existierte heute eine monotone, dem Werbemarkt angepaßte, zudem vielfach von importierten West-Chefredakteuren dirigierte Monokommunikation.

Auch wenn man die mit diesem Argument verbundene Kritik an der Politik der Treuhand teilt und den Mangel an Printmedienvielfalt bedauert, so erklärt es den Entfremdungsprozeß gleichwohl nicht. Denn zum einen besitzen die Bezirkszeitungen ihre Monopolstellungen seit den Zeiten der DDR. Und zum andern sind die meisten Neugründungen der Jahre 1990/91 auch deshalb untergegangen, weil ihre redaktionellen Teile dilettantisch gemacht und/oder zu ideologisch ausgerichtet waren; nach einer kurzen Phase der Begeisterung bröckelte ihnen die Leserschaft bis auf kleine Gruppen überzeugter Anhänger weg. Auch der Hinweis auf die Westdominanz in den Chefredaktionen hilft nicht weiter: Ein Blick in die Redaktionen der großen Tageszeitungen macht deutlich, daß die das Blatt prägende Arbeit überwiegend, in einigen Redaktionen ausschließlich von Ost-Redakteuren besorgt wird. Die seit dem Herbst 1992 durchgeführten Redaktionsbefragungen bestätigen, daß die westdeutschen Zeitungsbesitzer rasch begriffen haben, daß insbesondere die Kultur- und Lokalressorts in den Händen erfahrener Ost-Redakteure bleiben sollten, weil die mitgebrachten westdeutschen Blattmacher weder über Ortskenntnisse, noch über die richtige Leseransprache verfügten und darum beim Lesevolk nicht ankamen. Dieser eigenartige Prozeß – einerseits ein zunehmend professioneller, auf Kommunikationsleistung ausgerichteter Journalismus, andererseits eine stetig schwächer werdende mediale Interaktion – verlangt andere, tiefgründigere Deutungen, damit plausibel wird, was sich da im deutschen Journalismus derzeit abspielt.

II.

Jenseits der trivialen Feststellung, daß die Massenmedien ihre Nutzer über Neues informieren, öffnet sich das weite Feld gesellschaftlicher Kommunikation. Seine Strukturen sind nicht durch Institutionen gefügt, sondern durch das, was Hans-Georg Soeffner „die Ordnung der Rituale" nennt. Er meint damit „die unentwegte Arbeit an der gesellschaftlichen Form", darin eingeschlossen „die Darstellungsmuster, Arrangements und Inszenierungspraktiken, denen sich gesellschaftliche Ausdrucksgestalten verdanken" – man könnte sagen: denen sich der gesellschaftliche Zusammenhalt verdankt. Denn was eigentlich hat die DDR-Gesellschaft nach der Implosion des autoritären SED-Staatsapparats als Gefüge fortbestehen lassen? In vergleichbaren historischen Situationen – man denke an das Ende des Ersten Weltkriegs in Deutschland, Italien und Österreich – sind die Gesellschaften in Gruppen zerfallen oder wurden wie durch ein karzinogenes Geschwür von innen heraus zerstört. Meine These: Die Ostdeutschen besaßen auch nach dem Zusammenbruch der Staatswirtschaft einen weiterhin gültigen – soll heißen: auch ohne den SED-Überbau akzeptierten – Grundkonsens über die Ausgestaltung der sozialen Lebenswelt. Dieser Grundkonsens bedurfte keiner institutionellen Absicherung, weil er sich im Lebensalltag über Verkehrs- und Verhaltensformen herausgebildet und als symbolische Interaktionsmuster über Zeremonien und Sprechweisen bis hinab zu Höflichkeitsriten verfestigt hatte.

Beim Wort „Ritual" schrickt noch der eine oder andere zusammen. In der Tradition von Robert K. Merton haben ja die Sozialwissenschaften (und auch die Medienwissenschaften) mit Verachtung vom Ritualismus gesprochen, wenn es um äußere, von Sinnzusammenhängen abgekoppelte Handlungsmuster wie etwa beim Militär ging. Das Rituelle existierte für sie allein in der von Mythen gelenkten Welt primitiver Stämme, während die Industriegesellschaft mit ihren sozial ausdifferenzierten Rollen-Sets eine rationale Struktur besitze.

Inzwischen ist man sich, was jene Wertungen betrifft, nicht mehr so sicher. Und was die Definition des Rituellen angeht, so haben sich jene Auffassungen dank der Strukturalisten radikal verändert: Roland Barthes „Mythen des Alltags" lieferten eine tiefere Betrachtungsweise, die verschiedene Sozialanthropologen angeregt haben. So hat Mary Douglas gezeigt, daß unser Repertoire an Kommunikationsformen in vielerlei Hinsicht rituelle Symbolgesten sind, durchaus vergleichbar etwa mit dem Drohverhalten eines Tieres, das beim Adressaten korrespondierende Gesten auslöst, Signale, auf die das drohende Tier wiederum reagiert – eine kommunikative Interaktion, die auf symbolischer Ebene vollzieht, was ursprünglich Kampf um Leben und Tod gewesen sein mag.

III.

Der massenmedial vermittelten Ordnung gehen die Rituale des Ordnens voraus: symbolische Gesten, Zeichensetzungen, Verkehrsformen und verbindlich geregelte Interaktionen, die aufgrund ihrer Geltung das Risiko des individuellen Untergangs minimieren und so den Fortbestand zu sichern vermögen. Im komplizierten Kontext unserer modernen Industriegesellschaften haben wir zweifellos Mühe, den rituellen Unterbau – sozusagen die interpersonalen Basisprozesse sozialer Gemeinschaften – zur Kenntnis zu nehmen, der die Alltagswelt weit stärker prägt, als dies die Institutionen tun.

Aus meiner ersten These ergibt sich als zweite: Die Diskrepanzen, die wir im Lebensalltag zwischen Ost- und Westdeutschen erleben, sind Unterschiede im rituellen Unterbau

der beiden Gesellschaften. Wie tief sie sitzen, wie sehr sie das Empfinden prägen, läßt sich tagtäglich beobachten.

Massenhaftes Verhalten sehen wir zum Beispiel im Kino. Ob „Perfect World" von Clint Eastwood, Jacksons „Bodyguard", „Kevin – Allein in New York" oder „Ein unmoralisches Angebot", um nur ein paar mir bekannte Produktionen der Wintermonate zu nennen: Überall gibt es Filmepisoden, über die in westdeutschen Cinemas die Zuschauer laut und vergnügt lachen, während diejenigen in ostdeutschen Lichtspieltheatern wie geschockt schweigen. In diesen Szenen geht es nicht um bizarren Sex oder rohe Gewalt, sondern meist um Psycho-Sequenzen, die davon handeln, daß Menschen mit Menschen gefühllos umgehen: daß Menschen ihre Nächsten und oft Liebsten übers Ohr hauen, betrügen, sie bloßstellen oder den Egomanen herausstellen.

Kürzlich fiel mir diese entgegengesetzte Reaktion wieder auf, als ich mir Robert Altmanns Film „Short Cuts" in Hamburg und dann in Leipzig ansah, jenes Patchwork aus neun Episoden, die mit actionreichen Szenen erzählen, wie Egoismus, Verständnislosigkeit und Gefühlskälte den Lebensalltag westlicher Großstadtmenschen beherrschen. Hier wie dort bestand das Publikum überwiegend aus jüngeren Erwachsenen, unter ihnen viele Pärchen.

Die Hamburger fanden es zum Beispiel ungeheuer witzig, wie der stets in schwarzer Ledermontur herumstiefelnde Cop sich seinen Kindern als liebevoller Vater präsentiert, nachdem er ihnen ihr liebstes Hündchen heimlich weggenommen und sie in Verzweiflung gestürzt hat. Auch lachten die jungen Hamburger schallend, als sie sahen, wie der gehörnte Ehemann Stormy Weathers in die Wohnung seiner von ihm getrennt lebenden Familie eindringt und die Kettensäge auspackt, um das gesamte Mobiliar und so auch die Welt seines Kindes zu zerstören. In Hamburg waren immer wieder Lacher zu hören, wenn im Film jemand übervorteilt oder seelisch bloßgestellt wurde; im Leipziger Kino breitete sich gerade bei diesen Szenen Totenstille aus. Dort wurde laut gelacht, wenn der Film groteskes Gerede oder unfreiwillige Situationskomik der Akteure zeigte: wenn die Vergeblichkeit individueller Lebenszwecke im Chaos des Ganzen offenbar wird.

Der „Runde Tisch" war nicht nur ein Tisch ohne Ecken, er war auch eine rituelle Kommunikationsform, später, im sinnentleerten Rückblick, ein Mythos für Ostalgiker

Elias Canetti brachte in seinen anthropologischen Studien das Lachen in den Zusammenhang mit Beißhemmung: Die Zähne zeigen ohne zuzubeißen, dies sei eine im Rituellen erbrachte Kulturleistung. Im Lachen, sagen die Psychoanalytiker, kämen oftmals unterdrückte Ängste und Wünsche in rituell konsentierter Form zum Vorschein. Lachen ist eine sozial akzeptierte Fehlleistung, indem sie Erleichterung kundtut, obwohl gar keine Entlastung stattfand, nur dies: Da ist jemand anderem widerfahren, was zum Glück nicht mir zugestoßen ist. Oder auch: Da führt jemand aus, was zu tun ich mir insgeheim wünsche, die soziale Norm es mir aber untersagt.

IV.

Über was gelacht werden kann und über was zu schweigen ist, das hängt vom Schatz kollektiver Erfahrungen ab. Und bei den Ostdeutschen sind die Kammern des kollektiven Gedächtnisses mit anderem Stoff gefüllt als bei den Westdeutschen – der Stoff, der dem rituellen Unterbau die konkrete Form sozialer und politischer Riten gibt.

Die westdeutsche Gesellschaft hat die Erfahrung des Verlusts an politischer Perspektive, zu der auch die Idee der nationalen Identität gehört, längst schon umgesetzt und kompensiert. Eine große Ritualisierungsleistung erbrachte Konrad Adenauer mit dem Konzept der Westintegration, die mit der deutsch-französischen Verbrüderung begann und nahtlos zum politischen Ritus der (west-)europäischen Integration führte. Heute ist dieser Ritus in der politischen Kommunikation der Westdeutschen so selbstverständlich, daß der mit Osteuropa verbundene Erfahrungsschatz und die daraus sich ergebenden Riten der Ostdeutschen als befremdend, wenn nicht als bedrohlich empfunden werden – und vice versa.

In der Mikrowelt des individuellen Verhaltens haben die Menschen der westlichen Industriegesellschaft den Verlust an Perspektive kompensiert im Ritus des Konsums und des Konkurrenzverhaltens. Auch diese Formen sind uns so selbstverständlich, daß sie nur mehr den Fremden (hier den Ostdeutschen) oder dem ethnologisch Geschulten auffallen. Der britische Ethnologe Vincent Page schreibt in einem Buch über die Manager, daß in westlichen Konzernen ähnliche rituelle Verhaltensmuster existierten wie sie in afrikanischen Häuptlingstümern beobachtet werden könne. Page beschreibt die rituell formalisierten Muster im Alltag der Manager: Das eigene Büro soll auf den Quadratmeter genau so groß sein, daß keine Konkurrenz-Reaktionen provoziert werden. Wieviel Knöpfe aber darf das Telefon haben? Wie soll der Schreibtisch, wie muß der Spannteppich aussehen, um Status und Geltung optimal – das heißt: ohne Selbstgefährdung – durchzusetzen?

Das am Kollektiv orientierte Alltagsverhalten der DDR-Gesellschaft transportiert den entgegengesetzten Konsens: In rituell ablaufenden Verbalversicherungen, in Nach- und Rückfragen hat man sich wechselseitig den Status persönlicher Konkurrenzlosigkeit zu bestätigen. In der Straßenbahn, an der Kinokasse oder im Restaurant sind die Verhaltensmuster darauf angelegt, den anderen die Bereitschaft zur Zurücknahme eigener Durchsetzungsinteressen anzuzeigen – was nicht zu verwechseln ist mit Persönlichkeitsdefiziten (wie in Ostdeutschland lebende Westdeutsche mitunter glauben), auch nicht mit dem von den Briten perfekt beherrschten Ritus des Schlangestehens, der interaktive Konfliktpotentiale im Konsens des Ordnenwollens löst. Unter Ostdeutschen wirkt nicht so sehr das Prinzip Ordnung, vielmehr die Idee des Gemeinschaftlichen, die tiefer sitzt als die doppelbödige Parole: „Wir lassen keinen zurück".

V.

Ob die Menschen in der DDR „dem Staat ganz gut ausweichen konnten", wie Heiner Müller in einem „Wochenpost"-Interview erzählt, ist mehr als zweifelhaft; daß viele „den Staat nicht ernstgenommen haben", ein Mythos. Richtig ist indessen: Mit dem Untergang des DDR-Staates löste sich der apparative Ritualismus der Staatspartei schlagartig auf. Die Bekenner-Liturgien, jene dem Alltag überstülpten Friedens- und Fortschritts-Zeremonien und die in den Medien dargereichte Bürokratensprache mit ihrem standardisierten Repertoire an abstrakten Etiketten und Formeln: dieser gigantische Totemismus verschwand wie ein Spuk und gab den Raum frei für die kommunikativen Alltagsrituale der um ihren so-

zialen Bestand besorgten Gesellschaft. Der „Runde Tisch" war nicht nur ein Tisch ohne Ecken, er war auch eine rituelle Kommunikationsform, später, im sinnentleerten Rückblick, ein Mythos für Ostalgiker.

Selbst die im Medienapparat zu staatstragenden Positionen aufgestiegenen Journalisten erlebten jene Entzauberung des apparativen Ritualismus als einen Akt der Freisetzung – einige als Bedenkenträger, viele mit der bis dahin unbekannten Angst vor Arbeitslosigkeit, die meisten im Hoffnungsglauben, auf dem Boden der DDR gesellschaftliche Kommunikation auf der ungewohnten Grundlage der Individualrechte und der Pressefreiheit entfalten zu können. „Mir scheint", schrieb im Dezember 1991 Wolfgang Meyer, viele Jahre ADN-Journalist und bis 1989 Leiter der Hauptabteilung Presse des Außenministeriums, „aus der Schuld entsprang bei vielen Journalisten eine besondere Dynamik für den Demokratisierungsprozeß auf dem Mediengebiet."

Doch diese „besondere" Dynamik wandte sich – nach vierzig Jahren Bürgerferne – nicht den Köpfen und Herzen der Menschen zu, sondern blieb dem institutionellen Denken verhaftet. Statt eines radikalen Perspektivenwechsels wurde das Bezugssystem mit seinen Begriffen und Normen ausgetauscht: An die Stelle des alten Staatsapparats trat das „Gesamtsystem Bundesrepublik" mit seinen Institutionen, Funktionen und Rollenzuweisungen, mit seiner Marktwirtschaft und den ihr eigentümlichen Gesetzen. „Unter diesen ganz neuen Vorzeichen", konstatierte der Zeitschriftenjournalist Jens Kollreuth im September 1990, einen Monat vor der deutschen Vereinigung, „haben wir im ganz alten Stil weitergemacht." Keine Frage: Dieser neualte Stil besticht durch Sachlichkeit, durch Zurückhaltung und Distanz. Doch er ist um Lichtjahre von der Basiskommunikation der Bürger, von ihrem rituellen Gestus entfernt – er ist bundesrepublikanisch, ohne es sein zu müssen oder zu sollen. Hier einige seiner Merkmale: Die Sprache ist nicht um Verständlichkeit, sondern um Abgehobenheit bemüht. Die Recherchen und Analysen demaskieren nicht den Ritualismus der neuen Konkurrenzgesellschaft, sondern bestätigen ihn oftmals im Oberlehrerton; der Leserdialog übersieht die alltäglichen Lebenszusammenhänge der Menschen, er inszeniert sich selbst wie eine Gratis-Kaffeefahrt; die Glossen kommen oftmals hölzern daher, ihr Witz ähnelt der Ansage auf dem Betriebsfest: Tritt hervor, Du bist umstellt. Es handelt sich, kurz gesagt, nicht um gelebte, sondern um veranstaltete Massenkommunikation.

VI.

Könnte dieser Journalismus anders sein, anders werden? Für die Erinnerung, daß er anders hätte werden können, steht beispielhaft ein Mann, der im übrigen als Beispiel nicht taugt: der Journalist Günter Schabowski, bis 1985 Chefredakteur des „Neuen Deutschland", dann Politbüromitglied und Generalsekretär der Berliner SED. Heute arbeitet er als Redakteur für ein bedeutungsloses Anzeigenblatt.

Wie andere hohe SED-Funktionäre, so schrieb auch Schabowski kurz nach der Vereinigung eine Autobiographie. Der Titel „Der Absturz" ließ den Verdacht aufkommen, es handele sich wie bei den meisten anderen Selbstbeschreibungen um eine gut terminierte, tantiementrächtige Anbiederung an die neuen Verhältnisse. Die Lektüre offenbart indessen einen ungewohnten Ton der Aufrichtigkeit; Gefühle der Erschütterung, der tiefen Zweifel, des Versuchs einer Revision des Bewußtseins über das, was das soziale Zusammenleben organisiert, werden glaubwürdig dargelegt. Der Psychoanalytiker Tilman Moser beschrieb Schabowskis Buch als eine selten „aufrichtige Biographie", deren Leistung er darin sieht, daß gegen Abwehr und Verdrängung die Sprache der Einfühlung zu vernehmen sei. „Es klingt, als habe einer wieder Zugang gefunden zum Subjekt und seiner versunkenen Geschichte, die ... nicht aufgeht in kollektivistischem Verzicht auf ein individuelles Schicksal und in Larmoyanz über die verlorene Macht." Zu dieser Einschätzung paßt das vom Hallenser Psychiater Hans-Jochaim Maaz geprägtes Bild vom „Gefühlsstau" der DDR-Menschen, allemal der Journalisten, der noch aufzulösen sei. Moser meint dasselbe, wenn er sagt, daß eine „Umkehr" wie diejenige Schabowskis „seelischen Raum" benötige. Er plädiert darum für einen „öffentlichen therapeutischen Raum": für das Feld, auf dem das Rituelle der Basiskommunikation gegen den Ritualismus der Veranstalter seinen Ausdruck finden kann.

Damit ist aber auch gesagt, warum es kam, wie es kommen mußte: Schabowskis Umkehr war eine Ausnahme, nicht zuletzt, weil ja bereits acht Monate nach der Wende die Währungsunion und mit ihr die Marktwirtschaft ins Land gekommen waren. Da blieb keine Zeit für Umkehr, Besinnung und Perspektivenwechsel, da sollte ohne Unterbrechung weitergemacht werden, nun nach Maßgabe des „Gesamtsystems Bundesrepublik": längst schon ein Mythos, dem der rituelle Unterbau der Alltagswelt weithin fehlt. Doch die Geschichte geht ja weiter.

Michael Haller

NAMEN & NACHRICHTEN

Kristina Zerges arbeitet für ein Jahr als Associate Professor of Communications an der School of Communications der Pennsylvania State University (USA). Die Technische Universität Berlin, deren Presse- und Informationsamt sie leitet, hat sie für diesen Zeitraum beurlaubt.

Hermann Meyn wurde als Bundesvorsitzender des Deutschen Journalisten-Verbandes wiedergewählt. Er übt dieses Amt seit 1989 aus.

Jens Krüger ist neuer Sprecher des Hessischen Ministeriums für Wirtschaft, Verkehr und Technologie in Wiesbaden.

Heinz Bonfadelli hat einen Ruf auf das Extraordinariat für Publizistikwissenschaft der Universität Zürich erhalten.

Rüdiger Funiok ist zum außerordentlichen Professor für das Fachgebiet Kommunikationswissenschaft, Pädagogik und Erwachsenenpädagogik an der Hochschule für Philosophie – Philosophische Fakultät der Gesellschaft Jesu – in München ernannt worden.

Manfred Knoche hat einen Ruf auf den neuen Salzburger Lehrstuhl für Publizistik und Kommunikationswissenschaft unter besonderer Berücksichtigung der Medienökonomie erhalten.

Elisabeth Noelle-Neumann nimmt als Gastprofessorin bis zum Ende des Sommersemesters den Eric-Voegelin-Lehrstuhl der Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Unversität München wahr.

Karl Friedrich Reimers erhielt für seine Tätigkeit als Gründungsdekan an der Universität Leipzig den Hans Bausch Mediapreis des Süddeutschen Rundfunks.

Hans-Jürgen Weiß wurde zum Professor am Institut für empirische Kommunikationsforschung der Freien Universität Berlin ernannt.

SELBSTPORTAIT

Fachzeitschriften stellen sich vor (9): Communicatio Socialis

Die Zeitschrift würde es als Sache wie auch mit dem lateinischen Titel nicht geben ohne das Zweite Vatikanische Konzil. Aus dieser die katholische Weltkirche im wörtlichen Sinne bewegenden Bischofsberatung ging bereits 1963 das Dekret „De instrumentis communicationis socialis" (Inter mirifica) hervor, welches den Terminus „communicatio socialis", die offizielle kirchenlateinische Version für „gesellschaftliche Kommunikation", in Umlauf brachte. Etwa gleichzeitig entwickelte sich am Institut für Publizistik der Universität Münster, aus dem die Gründer der Zeitschrift hervorgegangen sind, der Sprachgebrauch „Kommunikation der Gesellschaft".

Ein zweiter Anstoß kam aus den Anfängen einer Differenzierung der Kommunikationswissenschaft, wie sie Henk Prakke anstrebte. Er nannte das neu zu begrenzende Feld „Religionspublizistik", und Gerhard E. Stoll, bis 1962 Assistent in Münster, war deren Statthalter. So gab es bei den Gründungsgesprächen im Jahr 1967 den eigentlichen Erfinder der Idee, Franz Josef-Eilers, als Ordensmann dem Titel seiner Kommunität (Societas Verbi Divini) besonders verpflichtet, die beiden Mitgründer Karl Höller, damals Kirchenzeitungsredakteur, und Michael Schmolke, als Stolls Nachfolger Assistent am Münsteraner Institut, und daneben zwei Paten: die Protestanten Henk Prakke („Alle Niederländer sind halbe Theologen") und eben Gerhard E. Stoll, 1967 bereits Kirchenzeitungschef in Bethel.

Als 1968 das erste Heft erschien, machte der Untertitel deutlich, daß das Arbeitsfeld sich auf deutsch nicht so leicht beschreiben ließ: „Zeitschrift für Publizistik in Kirche und Welt", damit war niemand so recht zufrieden. Aber erst nach 25jährigem Bestehen wurde (ab 1993) ein neuer Untertitel kreiert, der zwar ein wenig holprig, aber doch offener und zugleich präziser ist.

Die Zeitschrift – vier Hefte pro Jahr – erschien zunächst bei Lechte in Emsdetten/Westfalen. 1971 wechselte man zu Ferdinand Schöningh nach Paderborn, und damit begann auch die Kontinuität sichernde Arbeit von Josef Hosse als Redakteur (bis Ende 1982). Danach geriet die Zeitschrift in eine schwierige Phase, um so mehr als Franz-Josef Eilers Lehraufgaben auf den Philippinen übernahm. Statt des 21. Jahrgangs (1988) erschien



nur das zweite Zehn-Jahres-Register (1978 - 1987), ehe dann ab 1989 eine Neustrukturierung zu greifen begann, die unter dem jetzigen Redaktionsteam zu einer neuen Linie führte.

„Communicatio Socialis" ist klassisch aufgebaut. Ihre stets ehrenamtlichen Macher haben sich dabei an älteren Zeitschriften unseres Faches orientiert. Es gibt also Aufsätze, Berichte, eine internationale Chronik und einen Rezensionsteil sowie eine besondere Dokumentationsabteilung, in der offizielle kirchliche Texte publiziert werden, die sonst nur schwer zugänglich wären. Die Themen der Aufsätze und Berichte sind inhaltlich breit gestreut, zwar mehrheitlich dem Spezialgebiet der Zeitschrift zuzuordnen, aber durchaus auch allgemein kommunikationswissenschaftlich angelegt. Ein katholischer Mehrheitsanteil ist nicht zu übersehen, aber das Autorenregister weist zahlreiche protestantische Autoren aus, und der Anteil der in keiner Hinsicht konfessionsgebundenen Beiträge ist beträchtlich.

Gelegentlich kommt es zu Themenheften, von denen in jüngster Zeit jene über die Konstruktivismus-Diskussion (2/1992) und über Zukunftsperspektiven der Fernsehunterhaltung (2/1993) rege Nachfrage auslösten. Ein besonderes Schwerpunktgebiet war und ist stets die Publizistik der Entwicklungsländer. Ein Teil der Beiträge erscheint in Englisch, und zu allen Aufsätzen gibt es Zusammenfassungen in Englisch, Französisch und Spanisch. Zahlreiche Autoren kommen aus dem Ausland, besonders häufig aus den Niederlanden, den USA und aus romanischen Ländern, aber gar nicht selten auch aus Ländern der Dritten Welt.

Im übrigen reicht das Autorenspektrum von Franz Kardinal König bis zu Niklas Luhmann. Emil Dovifat hat einen seiner letzten Aufsätze hier publiziert, Ulrich Saxer einige seiner frühen kommunikationswissenschaftlichen Arbeiten. Ursula Lehr und Erhard Busek, Karl Lehmann, Johann Baptist Metz und Eugen Biser stehen neben Dieter Stolte, Gerd Bacher, Helmut Thoma und nicht wenigen Mainstream-Kommunikationswissenschaftlern.

Das Hauptproblem ist wie wohl bei den meisten anderen einschlägigen Fachzeitschriften die Finanzierung: Die Marktnische ist vorhanden, aber zu klein, als daß die Zeitschrift ohne Zuschüsse auskommen könnte. Dem Partner Schöningh wurde die Sache jetzt zu karg: Ab 1994 erscheint die Zeitschrift im Matthias-Grünewald-Verlag in Mainz. *Michael Schmolke*

Steckbrief

Gründung: 1967, erster Jahrgang 1968
Auflage: 500 Exemplare
Zielgruppe: Wissenschaftler und Studierende aus Kommunikationswissenschaft, Soziologie und Theologie, Kommunikationsexperten der Kirche, Erwachsenenbildner, Entwicklungshelfer, Journalisten
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Herausgeber: Franz-Josef Eilers (Tagaytay City), Karl Höller (Aachen), Michael Schmolke (Salzburg), Reinhold Jacobi (Bonn)
Redaktion: Helmuth Rolfes, Hermann-Josef Große-Kracht, Ferdinand Oertel
Beirat: Louis Bosshart (Fribourg), Giso Deussen (Berlin), Peter Düsterfeld (Hamburg), Joan Hemels (Amsterdam), Walter Hömberg (Eichstätt), Michael Krzeminski (Siegen), Rolf Zerfaß (Würzburg)
Abonnementspreis: 60 Mark pro Jahr
Redaktionsadresse: Gesamthochschule Kassel, Fachgruppe Theologie, Diagonale 9, 34127 Kassel
Bezugsadresse: Matthias-Grünewald-Verlag, Postfach 3080, 55020 Mainz, Telefax (06131) 834322

INSTITUTE

Beruf Mediendokumentar

Neuer Studiengang an der Fachhochschule Hamburg

Ab dem Wintersemester 1993/94 bietet der Fachbereich Bibliothek und Information der Fachhochschule Hamburg den Studiengang „Mediendokumentation" an, erstmalig in der Bundesrepublik als grundständiger Studiengang mit breitem Fächerspektrum. Vorausgegangen sind diesem Start langjährige Planungen mit etlichen Durststrecken – nicht zuletzt, weil die mediendokumentarische Praxis ihre Qualifikationsvorstellungen mehrfach höher schraubte, verwöhnt von einem ergiebigen Akademikerangebot auf dem Arbeitsmarkt, das dann „on the job" für Archiv und Dokumentation trainiert wird.

Großer Praxisanteil

Inzwischen mehren sich die Indizien, daß das dokumentarische Know-how immer wichtiger, komplizierter, aber auch betriebswirtschaftlich interessanter wird und von daher kurzatmige Trainings nicht mehr ausreichen. Zum anderen multiplizieren sich Einrichtungen und Betriebe, die Medien produzieren, Informationsbedarf aus Medienprodukten oder für Medienproduktionen haben und an einer Archivierung und Wiederauffindung ihrer eigenen Medien interessiert sind. Das sind nicht mehr nur die Verlage klassischen Zuschnitts, sondern auch schon öffentliche Ämter, Dienstleistungsbetriebe, aber auch das produzierende Gewerbe und schließlich die ständig wachsende Zahl von privatwirtschaftlich Produzierenden, die an der Herstellung unterschiedlichster Medien beteiligt sind. In Hamburg sind dies neben den hier ansässigen großen Medienkonzernen gut 3000 – vorwiegend mittelständische – Betriebe.

Zwischen dem Fachbereich und der mediendokumentarischen Praxis gibt es mittlerweile einen regen Austausch. Denn ein Studiengang, der einen großen Praxisanteil (bis zu 50 Prozent) hat, setzt auf die Kenntnisse und Anforderungen vor Ort. Ein ganzes Semester sind die Studierenden in einschlägigen Betrieben tätig und lernen die Berufsrealität von Grund auf kennen, um diese Erfahrungen hernach im Hauptstudium noch einmal theoretisch zu reflektieren.

Der Begriff Mediendokumentation ist durchaus zirkulär. Denn Dokumentation findet immer mittels medialer Träger statt: solcher, die archiviert werden, und solcher, mittels derer erforderliche Informationen und Daten herbeigeschafft werden. Dennoch hat sich der Begriff schon lange eingebürgert; er soll vor allem signalisieren, daß Medienproduktion und Redaktionspraxis andere, mindestens zusätzliche, Qualifikationen und Methoden verlangen als die konventionelle Dokumentation. Einmal sind die medialen Formen vielfältiger: Texte, Fotos, Grafiken, Filme, Musik, Gespräche und Geräusche, heutzutage auch digitale Speicher sind zu archivieren, zu klassifizieren, zu erschließen und wiederauffindbar zu halten, aber nicht nach abstrakten Klassifikationssystemen, sondern nach solchen, die der redaktionellen Praxis angemessen sind, die schnell, gezielt und ökonomisch möglichst auch von Laien benutzt werden können und vielfältige Kombinationen entsprechend den jeweils neu aufkommenden Themen erlauben.

Unentbehrliche Zuarbeiter

In vielen Verlagen fallen Verifikations- und Serviceaufgaben an, die die Dokumentare zu unentbehrlichen Zuarbeitern, wenn nicht zu eigenständigen Medienproduzenten avancieren lassen: Dossiers, Hintergrundberichte, Informationsleisten, Servicerubriken – all diese Formen werden heute schon von dokumentarisch orientierten Journalisten oder von journalistisch ambitionierten Dokumentaren erarbeitet. So verschwimmen die Grenzen zwischen beiden Berufen zusehends. Schon kursieren Berufsbezeichnungen wie Dokumentations- oder Verifikationsjournalist.

Der Fachbereich nimmt 35 Studierende pro Jahr auf; die Quoten sind zunächst absichtlich vorsichtig kalkuliert, obwohl der Arbeitsmarkt derzeit schätzungsweise über Kapazitäten von gut 4000 Stellen verfügt. Beworben haben sich nach der ersten Ausschreibung fast fünfmal so viele, etliche bereits mit dem Abschluß eines akademischen Studiums, andere als Studienfachwechsler, die meisten mit einer Berufsausbildung, manche auch mit dem Wunsch, Journalist zu werden.

Medien und Dokumentation – das sind die beiden tragenden Säulen der fachlichen Ausbildung. Das Studium einer Fachwissenschaft kommt als dritte hinzu. Beide Bereiche werden in zwei Fächerblöcken angeboten, der eine jeweils eher theoretisch, der andere jeweils praktisch orientiert. Für den Bereich Medien werden die Fächer Medienpolitik, Medienforschung, Medienökonomie, Medienrecht und Informations- und Medienethik angeboten. Weiter werden publizistische Texte untersucht, das redaktionelle Arbeiten vermittelt, erforscht und simuliert und die divergierenden Vorstellungen und Anforderungen an die Informationsbeschaffung und -vermittlung von seiten der Journalisten und der Dokumentare ergründet und ansatzweise erprobt.

Wachsender Bedarf

Die Säule der Dokumentation gliedert sich in die Fachgruppe „Informationsmanagement und Technologie", zu der als Schwerpunkt die Betriebswirtschaftslehre zählt, sowie in „Informationsarbeit und Informationsdienstleistung", wozu die Erschließung, die Beschaffung und Vermittlung von Informationen, Daten und Medien zählen. Dabei werden sowohl konventionelle wie elektronische Methoden vermittelt, wobei ein Schwerpunkt die externe Informationsbeschaffung bildet. Diese beiden dokumentarischen Fächergruppen sind die Kernfächer.

Nach dem Praxissemester setzen Studierende und Lehrende gemeinsam ihre Kenntnisse und Erfahrungen im 6. Semester in dem praxisorientierten, interdisziplinären Projekt um. Aus diesen Projekterfahrungen sollen die Themen der Diplomarbeit resultieren. Das Studium schließt mit dem Diplom des Dokumentars/der Dokumentarin im Studiengang Mediendokumentation nach acht Semestern ab.

Weitere Informationen sind zu erhalten beim Fachbereich Bibliothek und Information der Fachhochschule Hamburg (Grindelhof 30, 20146 Hamburg).

Hans-Dieter Kübler

AUSLAND

Universitätsdozenten als Taxifahrer

Beobachtungen eines Journalistik-Studenten in Argentinien

„Diskussion über eine neue Weltinformationsordnung? Ungerechtigkeiten im internationalen Nachrichtenfluß? – Keine Ahnung." Dies hört der deutsche Journalistik-Student von den argentinischen Kommilitonen, als er sich kurz nach seiner Ankunft mit ihnen über die Inhalte des Faches im südamerikanischen Entwicklungsland unterhält.

So entstand für mich die komische Situation, daß ich den Kollegen erklären mußte, worin die Ungerechtigkeit denn bestehe – kein sehr schwieriges Anliegen. Wer einen Blick in die wichtigsten Zeitungen Argentiniens tut, wird die Beherrschung des Informationsmarktes durch Nachrichtenagenturen der nördlichen Hemisphäre leicht erkennen. Ein Bericht etwa über die Eröffnungssitzung des dritten Iberoamerikanischen Gipfels im Nachbarland Brasilien ist von der traditionsreichen (1869 gegründeten) „La Prensa" aus dem Material der europäischen Agenturen Reuter, EFE und ANSA zusammengebastelt. Eine Nachricht über einen Protest des chilenischen Präsidenten Aylwin an die amerikanische „Drug Enforcement Agency" macht in „La Nación" (gegründet 1870) einen kleinen Umweg über Hamburgs dpa.

Im Rahmen eines Austauschabkommens zwischen der Katholischen Universität Eichstätt und der Universidad del Salvador bin ich für ein Jahr nach Buenos Aires gekommen, um mich meinem Schwerpunkt im Diplomstudiengang Journalistik zu widmen: Internationale Kommunikation/Lateinamerika. Nach einem Semester muß ich leider feststellen, daß die Themen „Internationale Kommunikation" genauso wie „Lateinamerika" von unserer Studienordnung wesentlich wichtiger eingeschätzt werden, als man dies im Studiengang Journalistik an der argentinischen Universidad del Salvador tut. Das Thema „Internationale Informationsordnung" wird in zwei bis drei Stunden des dritten Studienjahres unter dem Stichwort „Recht auf Information" lediglich gestreift. Spezielle lateinamerikanische Themen tauchen in der Studienordnung überhaupt nicht auf.

Das Fehlen dieser lateinamerikanischen Perspektive ist typisch für Argentiniens inneren Widerspruch seit Jahrzehnten. Die Ansprüche des kulturellen Lebens (besonders der besser gestellten Bevölkerungskreise) stehen nicht selten in scharfem Kontrast zur Realität eines wirtschaftlichen Entwicklungslandes. Eine nüchterne Bestandsaufnahme wie die des argentinischen Politikwissenschaftlers und Menem-Beraters Carlos Escudé ist selten: „Argentinien ist ein peripheres Land, verarmt, verschuldet und wenig relevant für die vitalen Interessen der zentralen Mächte" – eine schwer zu verdauende Realität im europäischen Einwanderungsland Argentinien, dessen Oberschicht sich ökonomisch und besonders kulturell immer mehr dem alten Kontinent verbunden fühlte als der Neuen Welt.

Die Universitätslandschaft ist nur schwer durchschaubar. Neben den staatlichen werden ständig neue private Hochschulen gegründet. Das akademische Leben konzentriert sich auf die Hauptstadt Buenos Aires, die viel vom einstigen weltbürgerlichen Charme eingebüßt hat. In dieser enormen Betonagglomeration am Rio de la Plata lebt gut ein Drittel der 33 Millionen Bewohner eines Landes mit atemberaubenden Naturschönheiten, das nahezu achtmal so groß ist wie Deutschland. Seit 1979 hat die Universidad del Salvador in Buenos Aires einen Studiengang Journalistik eingerichtet. Neben ihr haben auch einige andere Universitäten begonnen, dem boomenden Medienmarkt in Argentinien mit einem einschlägigen Studium gerecht zu werden. Die von den Jesuiten 1944 eingerichtete Universidad del Salvador liegt, was ihre Reputation angeht, im oberen Mittelfeld. Sie hat es sich zum Ziel gesetzt, den Studenten zunächst als Person, dann als Argentinier und an dritter Stelle erst als Journalisten auszubilden.

Sparen an der Bildung

Dies schlägt sich im Studienplan nieder. In den ersten Studienjahren widmet der Journalistik-Student der Kommunikationswissenschaft mit vier Stunden ebensoviel Zeit wie der Theologie und Philosophie. Dazu kommen auch noch Psychologie, Kulturgeschichte, Soziologie und grafische Technik. Nach dem dritten Jahr Grundstudium trennen sich die Studenten der Öffentlichkeitsarbeit/Werbung von den Journalistik-Studenten. In diesen abschließenden zwei Jahren des spezialisierten Hauptstudiums taucht die Kommunikationswissenschaft nicht mehr auf. Am Ende der fünf Jahre im ständigen Klassenverband erhalten die Studenten den Titel „Licenciado en Periodismo". Die journalistische Praxiserfahrungen der meisten Studenten sind gleich Null. Der Studienplan sieht kein obligatorisches Praktikum vor.

Das Hochschulniveau liegt allgemein deutlich unter dem deutschen Standard. Daß in Argentinien die öffentlichen Geldmittel beschränkt sind, zeigt sich besonders im Bereich der Bildung. So mancher Universitätsdozent bessert sein kümmerliches Gehalt als einer der zahlreichen Taxifahrer der 12-Millionen-Metropole Buenos Aires auf. Auch die mit umgerechnet etwa 5000 Mark jährlich nicht gerade bescheidenen Studiengebühren der Oberschicht-Studenten an der privaten Universidad del Salvador verbessern die Situation der Dozenten

IMPRESSUM

Herausgeber: Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPuK)
Redaktion: Walter Hömberg
Erscheinungsweise: Dreimal jährlich; Redaktionsschluß für die nächste Ausgabe: 31. Mai 1994
Produktion: Wolfgang Pütz
Druck: Brönner&Daentler, Eichstätt
Redaktionsanschrift:
Lehrstuhl für Journalistik I
Katholische Universität Eichstätt
Ostenstraße 26
D-85072 Eichstätt
Telefon (08421) 20-564 / -562
Telefax (08421) 4361

nur wenig. Ein Vollzeit-Professor (das sind die wenigsten) verdient an dieser noch gut gestellten Hochschule rund 3500 Mark. Die Mehrzahl der Dozenten unterrichtet stundenweise und kommt nur auf maximal die Hälfte dieser Summe. Bei Lebenshaltungskosten, die im Moment über denen Münchens liegen, kann davon kaum eine Familie ernährt werden.

Doktoren unter den Dozenten sind eine Seltenheit. Eine Habilitation gibt es hier nicht. Die meisten langjährigen Hochschullehrer haben ihren eigenen Studienabschluß als „Licenciado" durch einige Postgraduierten-Seminare aufgebessert. Oftmals unterrichten noch Studierende der fortgeschritteneren Jahrgänge. Erst seit kurzem gibt es die Möglichkeit, an der Universidad del Salvador das Studium mit einem „Doktor in Kommunikationswissenschaft mit journalistischer Orientierung" fortzusetzen.



Die Kommunikationswissenschaft liegt in der argentinischen Hauptstadt voll im Trend. Waren 1986 noch lediglich 120 Studenten an der staatlichen Universidad de Buenos Aires in diesem Fach eingeschrieben, so waren es 1993 schon 3200 Studenten – ein Boom, der die entsprechenden Einrichtungen der staatlichen Hochschule vollkommen überlastet. „Die große Mehrheit der Studenten", so der Direktor des kommunikationswissenschaftlichen Studienganges der Universidad del Salvador, José María Rodríguez Vázquez, „entscheidet sich nach den drei Jahren Grundstudium für die Spezialisierung Öffentlichkeitsarbeit/Werbung. Sie glauben hier schnell das große Geld machen zu können und träumen von einer Position in einem großen Konzern."

Bombardiert mit Werbung

Die Zahl der Werbebotschaften ist deutlich höher als in Deutschland. Die Regierung geht mit eindrucksvollen Kampagnen gegen Steuerhinterziehung und Korruption vor. Die Parteien bombardieren die Passanten im hektischen Zentrum von Buenos Aires auf Spruchbändern und Plakaten ständig mit neuen Köpfen, Namen und Parolen. An jeder zweiten Ecke versucht jemand, dem Vorübergehenden ein Faltblatt in die Hand zu drücken. Die vielfachen und penetranten Werbeeinblendungen im Fernsehen (oft 5 Minuten Werbung pro 10 Minuten Film) wirken nicht nur bei mir kontraproduktiv: Frustriert schaltet man um oder ganz ab. In Buenos Aires habe ich deswegen das Kino wiederentdeckt. Wenn auch weniger als früher, so ist der Gang ins Kino hier doch weiter fester Bestandteil des gepflegten Nachtlebens.

Das Angebot an Spielfilmen ist im terrestrischen Fernsehen sehr gering. Abends dominieren Telenovelas, Komödien oder Shows das Programm. Die Nachrichtensendungen bieten ein journalistisch sehr dünnes, dafür aber um so sensationeller aufbereitetes Angebot. Die internationale Nachrichtenlage wird kaum reflektiert. Ab und zu gelangen vereinzelte, aus dem Kontext gerissene Schlagzeilen und Kurzberichte ins Rundfunkprogramm. Wer es sich leisten kann, der legt sich neuerdings einen Kabelanschluß zu (Empfang von CNN oder der Deutschen Welle) oder hört Kurzwelle (wie ich).

Seit Präsident Carlos Menem 1989 die Privatisierung des Rundfunks forciert hat, schießen unentwegt neue UKW-Stationen aus dem Boden. „Oft dauert es bis zu einem Jahr, bevor wir von der Existenz eines neuen Senders Notiz genommen haben", konstatiert Vilma Nora Alí, Direktorin für Radio und Fernsehen im Bundeskomitee für Rundfunk (COMFER), einer direkt dem Präsidenten unterstellten Kontrollinstanz. „Wir schätzen, daß es insgesamt rund 2000 UKW-Stationen gibt. Mit unseren stark beschränkten administrativen Mitteln können wir die Radiolandschaft und mancherorts auch die unbefugte Nutzung von Fernsehfrequenzen gar nicht mehr überwachen." Der schleichenden Bildung von Medienmonopolen sind somit Tür und Tor geöffnet – für die Regierung ein existentielles Problem. Nun soll das noch gültige Rundfunkgesetz aus der Zeit der Militärs (1981) besonders in Sachen Medienkonzentration überarbeitet werden. Menem hat inzwischen Reue geäußert, zu seinem Amtsantritt den bis dahin verbotenen wirtschaftlichen Einstieg von Presseverlagen in die elektronischen Medien erlaubt zu haben.

Die journalistischen Berufsvertreter demonstrieren in dieser Diskussion demokratische Unreife, wenn sie oft die von der Regierung geplante Eindämmung von Medienkonzentration mit der Einschränkung und nicht mit der Bestätigung von Pressefreiheit gleichsetzen. Die Journalisten in Argentinien reagieren sehr sensibel auf jeden medienpolitischen Eingriff von Seiten des Staates, nicht zuletzt aufgrund der massiven Repression der Militärs zwischen 1976 und 1983. Die Festigung eines pluralistischen Mediensystems in Argentinien wäre eine wichtige Errungenschaft in einem Land, in dem die Pressefreiheit in den vergangenen Jahrzehnten durch rechten und linken Terror immer wieder mit Füßen getreten wurde. *Cai Rienäcker*

SCHLUSSWORT

„Wenn die Dummheit nicht dem Fortschritt, dem Talent, der Hoffnung oder der Verbesserung zum Verwechseln ähnlich sähe, würde niemand dumm sein wollen."

Robert Musil